



Altenzentrum
Jüdische Gemeinde
Frankfurt/M

50 Jahre Altenzentrum

der Jüdischen Gemeinde Frankfurt/M

Schutzgebühr 2,50 €



Altenzentrum
Jüdische Gemeinde
Frankfurt/M

„Sei a Mensch“

In Erinnerung an
Benjamin Bloch sel. A.
(1943–2019)

50 Jahre Altenzentrum

der Jüdischen Gemeinde Frankfurt/M

im Auftrag der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main



Jüdische Gemeinde
Frankfurt/M



Inhalt

Grußworte

<i>Boris Rhein</i> Ministerpräsident des Landes Hessen	5
<i>Mike Josef</i> Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt am Main	7
<i>Prof. Dr. Leo Latasch</i> Vorstand der Jüdischen Gemeinde Frankfurt, Dezernent für das Altenzentrum	9

Vorwort

<i>Sandro Huberman und Patrick Wollbold</i> Einrichtungsleiter des Altenzentrums	10
---	----

Gegenwart

<i>Prof. Dr. Esther Weitzel-Polzer</i> Das Altenzentrum auf dem Weg in eine neue Zeit	14
--	----

Historischer Teil

Zeitstrahl	28
<i>Fedor Bessler</i> „Gib uns nicht preis in den Tagen unseres Alters“ – Vom Provisorium zum modernen Alten- und Pflegeheim (1945–1995)	30
<i>Dr. Birgit Seemann</i> Eine „neue Epoche der jüdischen Krankenpflege unserer Stadt“ – Das Krankenhaus der Israelitischen Gemeinde Frankfurt am Main (1914–1942)	50

Porträtgalerie	60
----------------------	----

Literaturverzeichnis	75
----------------------------	----

Bildnachweis	77
--------------------	----

Impressum	79
-----------------	----



Grußwort

Eine der größten sozialen Herausforderungen unserer Zeit ist die Betreuung und die Pflege alter Menschen. Sich dieser Herausforderung zu stellen, ist eine Pflicht aller, die in unserer Gesellschaft Verantwortung tragen, insbesondere der Politik. Das Jüdische Altenzentrum in Frankfurt zählt in der Stadt zu den unverzichtbaren Einrichtungen, die für die Menschen in den verschiedenen Lebenslagen da sind – hier für die Zeit des Alters.

Dass es dieses Zentrum jetzt seit 50 Jahren gibt, ist nicht nur für die Jüdische Gemeinde und ihre Mitglieder wichtig, sondern für unsere Gesellschaft insgesamt. Jüdisches Leben blickt in Deutschland auf eine 1.700 Jahre alte Geschichte zurück. Die jüdische Religion und Kultur war, ist und bleibt ein integraler Teil des geistigen und sozialen Lebens in Deutschland. Millionen Jüdinnen und Juden wurden im 20. Jahrhundert in Deutschland und in den von Deutschland während des Zweiten Weltkriegs besetzten Staaten entrechtet, verfolgt und ermordet. Wer das Altenzentrum in den Jahren und Jahrzehnten nach seiner Gründung bezog, hat diese Zeit erlebt, hat gesehen und erlitten, was geschah. Die Erinnerung an dieses in der Geschichte der Menschheit beispiellose Verbrechen zu bewahren, bleibt eine Pflicht Deutschlands. Es bleibt unsere Aufgabe, jüdisches Leben zu schützen und uns engagiert gegen Antisemitismus zu stellen.

In dem Altenzentrum finden Jüdinnen und Juden eine Einrichtung, der sie sich anvertrauen können, wenn ihre Lebenssituation es nötig macht. Mein herzlicher Dank, verbunden mit dem Ausdruck uneingeschränkter Solidarität, gilt allen, die das Zentrum tragen, und allen, die hier tätig sind.

Boris Rhein,
Ministerpräsident des Landes Hessen



Boris Rhein



Grußwort

Sehr geehrte Damen und Herren,

die Eröffnung des Jüdischen Altenzentrums jährt sich bereits zum fünfzigsten Mal, und ich freue mich sehr, Ihnen zu diesem Jubiläum sehr herzlich zu gratulieren.

Heute können Sie auf eine bewegte und wechselvolle Geschichte zurückblicken. Das Areal Gagernstraße/Bornheimer Landwehr ist bereits seit über 100 Jahren ein Zentrum des jüdischen Lebens in Frankfurt und wurde nach 1945 zu einer Zufluchtsstätte für die Überlebenden. Im Rahmen der Planung, Finanzierung und Umsetzung des Altenzentrums erhielt die Jüdische Gemeinde Unterstützung von Stadt und Land. Gebaut wurde in der Zeit von 1973 bis 1977. Seit den 60er und 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts sind auch viele Pflegekräfte im Altenzentrum tätig, die aus der Türkei, aus Italien, dem ehemaligen Jugoslawien und zahlreichen weiteren Ländern zu uns gekommen waren und schon lange Frankfurterinnen und Frankfurter sind. Für unsere Stadt und für unser Selbstverständnis ist das nicht ungewöhnlich – es ist sogar ganz typisch Frankfurt.

Menschen, die Frankfurt mitgestaltet haben und heute mitgestalten, waren und sind jüdischen Glaubens. Die Leistungen jüdischer Bürgerinnen und Bürger prägen unsere Identität und Kultur auf vielfältige Art und Weise. Wer aufmerksam durch unsere Straßen geht, dem begegnen zahlreiche Hinweise dafür, denn jüdisches Leben gehört ganz selbstverständlich zu unserer Stadt. Frankfurt zählt mittlerweile zu den größten jüdischen Gemeinden in Deutschland.

Ich danke Ihnen für Ihr wertvolles Engagement und wünsche Ihnen einen feierlichen und würdevollen Verlauf Ihres Festtages.



Mike Josef
Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt am Main



Mike Josef



Grußwort

Wenn wir heute auf 50 Jahre Alten- und Pflegezentrum der Jüdischen Gemeinde Frankfurt schauen, geht der Blick zurück in die Vergangenheit. Ohne die Zerstörungen in der NS-Zeit, ohne die Schoa könnte Frankfurt am Main heute auf eine ungebrochene Tradition institutionalisierter jüdischer Altenpflege und Altenhilfe blicken.

Wertschätzung des Lebens ist ein wichtiger Bestandteil im Judentum. Wir glauben daran, dass alle Menschen G'ttes Geschöpfe sind. Die Gebote und Anordnungen im Judentum wurden erschaffen, um das Leben eines jeden Menschen zu behüten, zu bewahren und zu erhalten: „Wer auch nur eine Seele rettet, rettet eine ganze Welt.“

Wer die Ursprünge jüdischer Krankenpflege erforscht, stößt auf den hebräischen Begriff „Bikkur Cholim“ („Krankenbesuch“): Widmet sich ein Mitglied der jüdischen Gemeinde einem erkrankten Mitmenschen, werden gleich mehrere Gebote der Tora erfüllt. Denn der Krankenbesuch ist von dem Gebot der Nächstenliebe nicht zu trennen und für alle jüdischen Gläubigen eine heilige Pflicht (Mitzwa).

So schreibt Schwester Thea Levinsohn-Wolf, tätig am Krankenhaus der Israelitischen Gemeinde Frankfurt am Main und später in Alexandria (Ägypten) 1932 in ihren Erinnerungen über die Grundlage der jüdischen Krankenpflege: „Hohes medizinisches Niveau, gute Pflege, menschliche Wärme und Verständnis den Patienten gegenüber (...) Behandlung jedes Pflegebedürftigen, der an der Pforte klopfte, egal welcher Hautfarbe und Nationalität, sei er arm oder reich, Jude, Christ oder Araber.“

Ist es nicht genau das, was wir heute und in den letzten 50 Jahre im Altenzentrum der Jüdischen Gemeinde Frankfurt machen und gemacht haben?



Prof. Dr. Leo Latasch

Unsere Bewohnerinnen und Bewohner kommen aus vielen Nationen, ein Teil ist nicht jüdisch. Wegweisend sind der Umgang mit (extrem-)traumatisierten alten Menschen und das interkulturelle Pflegekonzept. Etwas, was uns alle verbindet, ist die gelebte jüdische Tradition. Dieses Haus war und wurde zu einer beschützenden Umgebung; ein Schutz heute wichtiger denn je, wo Rassismus und Antisemitismus wachsen und der Hass gegenüber Menschen jüdischen Glaubens zu Hochform aufläuft.

Da sind einerseits die Bewohner, aber genauso wichtig sind die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die stets das widerspiegeln, was uns auszeichnet: Empathie, Verständnis und Humanität. Teilweise selbst aus Kriegsgebieten kommend wissen sie, was Flucht und Vertreibung bedeuten; auch diesen Personen bieten wir „Schutz“.

Jedes Mal, wenn ich im Haus bin oder an einer Feier teilnehme, bin ich stolz auf unsere Bewohner und auf unsere Mitarbeiter. Es ist für mich eine Ehre, Dezernent für dieses Haus zu sein, und dass ich es zeitweise leiten durfte.

Prof. Dr. Leo Latasch

Vorstand der Jüdischen Gemeinde Frankfurt,
Dezernent für das Altenzentrum



Vorwort

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

der Neubau unseres Hauses jährt sich zum 50. Mal. Bereits der Begriff Neubau impliziert, dass nicht nur baulich an diesem Ort schon einmal – vor der Schoa – etwas gewesen ist. So hat nicht nur der Ort des Hauses eine von der Schoa geprägte Vorgeschichte, sondern auch die Menschen, die es mit Leben füllen und in den letzten 50 Jahren füllten. Viele von ihnen litten unter den Schrecken der Schoa. Umso mehr Bedeutung erhielt der Umgang der Mitarbeitenden mit den Bewohnern, denn in dem Haus geht es nicht nur um Pflege, sondern immer auch schon um ein sensibles und menschliches Miteinander. Die Grundlage hierfür bildet fachliches Wissen und die Anwendung desselben. Von den Mitarbeitern war im Arbeitsalltag Humanität, Empathie und auch Verständnis gefordert. So bildeten sich im Altenzentrum menschliche Beziehungen, die nicht nur von Trauer, sondern auch von Witz und Freude geprägt waren.

Heute werden die Überlebenden der Schoa weniger und das Haus öffnet seine Türen für die „zweite Generation“, für diejenigen, die nach der Schoa geboren wurden. Durch die Zuwanderung aus der ehemaligen UdSSR und den russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine ist das Haus in den letzten Jahren vielfältiger geworden. Jüdisches interkulturelles Haus trifft darauf zu, was wir heute sind, denn das Haus wird neben den Bewohnern auch von den Mitarbeitenden geprägt, die aus zahlreichen Ländern und von verschiedenen Kontinenten stammen. Es sind unzählige traurige, aber auch beeindruckende Biografien, die auf ganz verschiedene Art und Weisen Flucht und auch Krieg erleben mussten. Das Altenzentrum war und ist somit ein Schutzraum und ein Ort um anzukommen – für Bewohner und auch für viele Mitarbeiter.

Der Unterschied zu anderen Pflegeheimen liegt in der Seele des Hauses, es hat Neschume. Traurig, lustig, verrückt, liebevoll und menschlich – all diese Eigenschaften findet man zumeist nicht in einem „normalen“ Pflegeheim, aber bei uns in geballter Form. Alles, nicht nur die Pflege, erfolgt kultursensibel, wofür Empathie und Offenheit wiederum die Grundvoraussetzung ist. Unsere Zeit als Einrichtungsleiter war geprägt von zwei großen gesamtgesellschaftlichen Herausforderungen. Die Corona-Epidemie stellte den Heimalltag von einem auf den anderen Tag auf den Kopf. Diese Zeit war für alle im Haus herausfordernd und schwer. Gemeinsam haben wir sie bewältigt, weil alle füreinander da waren und auch da sein mussten, um diese Belastung zu überstehen, in der das Alten- und Pflegeheim quasi von der Außenwelt isoliert war. In dieser Zeit waren wir sehr froh, hierbei sowohl den Gemeinderat als auch den Vorstand und insbesondere unseren Vorstandsdezenten Prof. Dr. Leo Latasch mit voller Unterstützung hinter uns zu wissen.

Der nächste Schock war der russische Angriffskrieg auf die Ukraine. Von heute auf morgen mussten viele Bewohner ihre Heimat verlassen, ohne Sprachkenntnisse aufgenommen und integriert werden. Es gelang, doch es war nicht immer leicht. Unterschiedliche Vorstellungen und Wünsche von Musik, Essen, Unterhaltung und Kommunikation forderten von allen im Haus viel Toleranz. Der Fokus lag und liegt auf dem Verbindenden, der jüdischen Tradition mit all ihren Facetten. Es ist gar nicht so leicht zu beschreiben, was unser Haus ausmacht. „Sei a Mensch“ trifft es gut. Es ist Leitbild und Mizwe zugleich. Menschlich und respektvoll zu sein zu Menschen, die aus verschiedenen Gründen Unterstützung benötigen und darauf angewiesen



*Patrick Wollbold und
Sandro Huberman*

sind. Wir werden alle einmal alt. In den verschiedenen Umgängen mit „den Alten“ unterscheiden sich die Kulturen, auch jede und jeder Einzelne von uns. Denn alt zu werden ist für niemanden leicht. In unserem Haus steht mit dem Jüdischen die Menschlichkeit an erster Stelle, damit die Bewohner im Haus in Würde leben und ihre jüdischen Traditionen weiterführen können – kurzum sich heimisch fühlen.

Sandro Huberman und Patrick Wollbold
Einrichtungsleiter des Altenzentrums





Im Altenzentrum der Jüdischen Gemeinde leben gegenwärtig (Stand: Mai 2024) 172 Bewohnerinnen und Bewohner. 70 Prozent davon sind jüdischen Glaubens; 62 Prozent sprechen Russisch als Muttersprache. Das Team des Altenzentrums besteht aus 145 Mitarbeitern und 76 Ehrenamtlichen.

Das Altenzentrum auf dem Weg in eine neue Zeit

Von Esther Weitzel-Polzer



Abb. 1: Gottesdienst in der Atheret-Zvi-Synagoge mit Rabbiner Shlomo Raskin, 1996.

Am Ende der Ära Jachmann waren die deutschen Jüdinnen und Juden, die aus Südamerika zurückgekehrt waren, mit den ehemals polnischen Juden die dominanten Gruppen im Heim. Das Heim war ihnen Heimat geworden und Alfred Jachmann sel. A. ihre „Vaterfigur“. Er hatte sich um ihre Angelegenheiten gekümmert, ihnen Halt und Sicherheit gegeben. Sein Weggang wurde von den Bewohnern als schmerzlicher Verlust erlebt. Zur gleichen Zeit kamen viele Zuwanderer aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion ins Heim, die die damaligen Bewohner als Fremde sahen. Die bis dahin dominanten Gruppen verloren neben ihrem hoch geschätzten Leiter auch noch den Einfluss der Mehrheit. Das Heim geriet in eine Krise. Im Jahr 1997 übernahm Leo Friedman die Leitung des Hauses und die Herausforderungen waren groß. Die unterschiedlichen Bewohnergruppen, die sich, um ihre eigene Identität zu schützen, gegeneinander abgrenzten, versuchten jeweils Einfluss zu gewinnen. Alle Bewohner des Heimes hatten mit Verlusten zu kämpfen. Die einen hatten ihren geschätzten Heimleiter verloren und die zugezogenen Migranten ihre Heimat und ihre gewohnten Sozialstrukturen. Allen war der Halt verloren gegangen und sie suchten in der Figur der neuen Leitung neuen Halt.

Die Ansprüche waren groß und unmöglich zu erfüllen. Zudem war die Wiederbelebung der „Vaterfigur“ in der Rolle der Leitung auch nicht mehr zeitgemäß. Zugleich gab es in den äußeren Rahmenbedingungen eine „Zeitenwende“. In den Jahren 1995 bis 1998 vollzog sich die Änderung der Rechtsgrundlagen für die Führung und den Betrieb von Altenpflegeeinrichtungen. Es mussten Pflegesätze verhandelt werden und neue fachliche Ansprüche waren Gesetz geworden. Dazu gehörte auch die Entwicklung einer fachlich anerkannten Konzeption. Damit wurde das Heim über einige Jahre hinweg ein Laboratorium für praxisbezogene Forschung und Organisationsentwicklung. Dabei ging es um den Aufbau von Führungsstrukturen, um biografische Forschung und um Qualitätsentwicklung in der Pflege, was zu den neuen Vorschriften gehörte.

Biografiearbeit wurde zum Schwerpunkt; dies ermöglichte insbesondere den Mitarbeitenden in der Pflege und Betreuung das Leben der Menschen in seiner Vielfalt und in seinem Leiden näherzubringen. Alfred Jachmann sel. A. kannte noch die Biografien der deutschen und polnischen Juden, und dieses Wissen musste nun

systematisch für alle Bewohner des Heimes zusammengetragen werden. Vielfalt befördert interessante gruppendynamische Prozesse.

Schnell wurden die russisch sprechenden Bewohner nicht nur die größte sprachlich homogene Gruppe, sie verstanden es auch, ihre Interessen durchzusetzen, was dann bei den deutschsprachigen Bewohnerinnen und Bewohnern auf Widerstand stieß. Dabei ging es häufig um das Essen. Um Borschtsch mit Sahne und darum, dass Königsberger Klopse vom Speiseplan verschwinden sollten. Es ging aber auch um mehr Kulturangebote in russischer Sprache, um Ehrentage wie den Tag der Lehrkräfte, den 9. Mai als „Tag des Sieges“ oder um die Würdigung von Puschkins Geburtstag. Bei den Individualinteressen ging es den russischsprachigen Bewohnern häufig darum, sich weiterhin der privilegierten Klasse zugehörig fühlen zu können, zu der viele von ihnen aufgrund ihrer herausragenden Bildung und Fähigkeiten in der früheren Sowjetunion gezählt hatten. Eine an Demenz erkrankte Bewohnerin schrieb einen Beschwerdebrief an den Einrichtungsbeirat, den sie „Zentralkomitee“ nannte, und die Mitglieder sprach sie als „Genossen“ an.

Frau P. stammte aus Breslau, sie überlebte mit ihrem Mann in Chile, wo beide sich eine gesicherte Existenz aufgebaut hatten. Nach dem Wahlsieg des „Sozialisten“

Allende sorgte sich das Ehepaar, erneut fliehen zu müssen und kehrte schließlich nach Deutschland zurück. In Frankfurt waren die Zeichen aus der kommunistischen Welt für Frau P. jedoch befremdlich:

„Sie sind mir fremd, die russischen Juden hier. Ich meine, sie mögen auch mitgemacht haben. Aber wir haben gezittert, wenn es geklingelt hat: (...) Und das ist das, was mich ärgert“.

Schnell wurde klar, dass es gelingen muss, allen im Heim lebenden Menschen Räume zu geben, in denen sie nach ihren eigenen Vorstellungen und Bedürfnissen leben und sich von den anderen unterscheiden können; gleichzeitig musste es gelingen, das jüdische Leben für alle Bewohner als Gemeinschaft erlebbar zu machen. Benjamin Bloch sel. A., ab 1999 Dezernent des Altenzentrums, unterstützte diese Entwicklung. Für ihn galt uneingeschränkt, dass sich die Institution den Menschen anpassen muss und nicht umgekehrt. Das bedeutete aber auch, dass sich der Heimalltag auf mindestens zwei Parallelwelten einzustellen hatte. Es musste auf allen Ebenen der Organisation eine zweisprachige Infrastruktur bereitgestellt werden. Die Zuwanderer versuchten, den Verlust ihrer Sozialstrukturen mit Hilfe des russischsprachigen Personals über die Erfüllung ihrer Wünsche und Erwartungen zu kompensieren. Für die Überlebenden musste die Welt weiterbestehen, an die sie sich gewöhnt hatten.

Herr Z. hatte Auschwitz überlebt, den Todesmarsch mit erfrorenen Füßen überstanden und außer einem Cousin, den er am Ende des Todesmarsches im Konzentrationslager Bergen-Belsen wiedertraf, seine ganze Familie verloren. Gerne wäre er mit seinem Cousin nach Kanada ausgewandert. Er bekam kein Visum, weil seine Füße erfroren waren. Er ging nach Israel und kam bald wieder nach Deutschland zurück. Er klagte: „Ham wer gelebt 2000 Jahr im Kalten, und dann geben se uns a so heißes Land. Hätten se uns nischt kennen geben a Stickel von Kanada?“ Herr Z. trauerte sein Leben lang um den Verlust seiner – wie er betonte „wunderschönen“ – Frau und seines kleinen Sohnes, und um alle anderen Menschen, die er verloren hatte. Er betrieb einen Laden in Frankfurt, in dem er auch seine Behausung hatte. Im



Abb. 2: Auftritt des Heimchors beim Sommerfest, 2008.



Abb. 3: Sommerfest im Garten des Altenzentrums, ohne Datum.

Laufe der Zeit hatte er sich ein kleines Aktienvermögen aufgebaut, das ihn finanziell sorglos leben ließ. Das Heimentgelt bezahlte er dann, wenn es für seinen Aktienkurs günstig war. Er blieb nie etwas schuldig, und von der Gemeinde erhielt er nie eine Mahnung.

Herr S. entschied, dass er im Heim in eine Abstellkammer mit Fenster ziehen wollte und hatte dafür einen ihm genehmen Preis ausgehandelt. Er hatte immer sparsam gelebt. Nach seinem Tod hinterließ er einem Kinderheim in Israel sein beträchtliches Vermögen.

Frau L. wollte am Ende eines Flures, wo eine breite Fensterfront war, ihr Zimmer haben, denn sie brauchte Licht. Das Zimmer war nicht geeignet, die Fenster nicht wirklich isoliert, es war kalt. Für Frau L. zählte das alles nicht. Sie hatte drei Jahre in einem dunklen Keller überlebt, kein Tageslicht gesehen, und jetzt brauchte sie Licht, bei Tag und bei Nacht.

Herr K. hatte Auschwitz überlebt, obwohl er dort in die Fänge des Lager-Arzt Josef Mengele geraten war. Er war mit Flecktyphus infiziert worden und hatte unermessliche Qualen erlitten. Nach dem Überleben begann er mit dem Malen und schrieb seine Geschichte auf. Im Alter brauchte er Hilfe und so zog er ins Heim. Er konnte nicht in geschlossenen Räumen leben, sein Zimmer benutzte er so gut wie nie. Er hatte sich im Foyer des Hauses eingerichtet und dort wohnte er bis zu seinem Tod.

In der Parallelwelt der Zuwanderinnen und Zuwanderer spielten sich zeitgleich – analytisch betrachtet – die Prozesse der Kompensation von Verlusten ab: der Heimat und der gewohnten Sozialstruktur. Sie kämpften darum, wahrgenommen zu werden mit ihren Individualbedürfnissen und wählten dafür Strategien, die bislang im Heim fremd waren. Das Heim als Organisation, die Leitung und die Mitarbeitenden mussten sich in

einen Lernprozess begeben, sich Wissen über kulturelle Differenzierungen aneignen, über kultursensible Pflege und Akkulturationsprozesse.

Die schärfste Trennlinie zwischen den beiden Parallelwelten verlief zum einen in Bezug auf das Essen und zum anderen bei der Bewertung des eigenen Schicksals der Verfolgung und des Überlebens. Nicht ganz ohne Untertöne des Stolzes begingen die Zuwanderer jährlich den 9. Mai als „Tag des Sieges“. Sie schmückten sich mit ihren Orden und demonstrierten ihre Wehrhaftigkeit, worauf einige der Überlebenden mit Gefühlen der Kränkung reagierten.

Die Lehren, die aus diesen ersten Jahren der Ära Friedman gezogen wurden, prägten die Weiterentwicklung des Heimes und stellten die Weichen für die Zukunft. Die Organisationsstrukturen mussten dem Wandel der Bewohnerstruktur angepasst und die konzeptionellen Schwerpunkte neu gesetzt werden. Die Leitung, das Personal und die Bewohner begaben sich gemeinsam in einen Prozess des Lernens. Dabei wurde Biografiearbeit die Grundlage, es ging darum, das Leben der unterschiedlichen Bewohnergruppen zu verstehen und auch das Leben und Denken der Mitarbeiter, deren Herkunft genauso vielfältig war und immer noch ist, wie die der Bewohner. Aus diesem Material, das nach hermeneutischen Kriterien ausgewertet und ergänzt wurde mit Fachwissen aus anderen Disziplinen, entstand die Konzeption des Hauses, die zur Arbeitsgrundlage wurde. Das Ziel war die Schaffung einer transkulturellen Organisation, wo die Individuen und Gruppen ihre eigenen Räume haben, wo sich die unterschiedlichen ethnischen Gruppen begegnen, die ihre eigene Identität und Geschichte haben, sich aber gegenseitig respektieren und über das Jüdische zu einer Gemeinschaft werden. Das jüdische Leben als Grundlage für die Identität der Gemeinschaft bildet den inneren Kern. Schabbat und die Hohen Feiertage sind gleichzeitig die strukturierenden Elemente des Alltags und die Höhepunkte, auf die sich die Menschen freuen. Schlomo Raskin, der als Maschgiach und Kantor im Heim tätig war, gestaltete die G'ttesdienste und die Feiertage. Er war in dieser Zeit die jüdische Seele des Hauses. Das Repertoire des Heimchores umfasste Lieder in hebräischer, russischer und deutscher Sprache.

Bei allen Festen und Veranstaltungen war der Heimchor fester Bestandteil des Programms und ein Beweis, dass die Bewohner unabhängig von ihrer Herkunft und Sprache Gemeinsames finden.

Für die Mitarbeiter und die Führung wurden Lernprozesse aktiv angestoßen und gezielt die Themen eingebracht, die der Entwicklung der Vielfalt und der Bindung an die Gemeinschaft dienen. Ein wesentlicher Teil des Lernprozesses konzentrierte sich in dieser Zeit auch auf die Gestaltung und Begleitung des Alltags der Überlebenden im Heim.

Über Benjamin Bloch sel. A. wurde die Verbindung zu Dr. Nathan Durst sel. A., klinischer Direktor der Organisation AMCHA (hebräisch für „Dein Volk“), in Jerusalem hergestellt, der Weiterbildungen des Personals im Heim anbot. Nathan Durst sel. A. erklärte, dass nach der Definition von AMCHA alle jüdischen Menschen zu den Überlebenden zählen, die in den Jahren 1933 bis 1945 in Europa gelebt haben und zwar zwischen dem Atlantik und dem Ural, und an allen Orten, in die die Deutschen vorgedrungen waren. Gelernt wurde, welche Muster des Überlebens es gab, welche Rolle die Helferinnen und Helfer spielten; und angesprochen wurden auch

die Unterschiede, die es gibt je nachdem, in welchem Lebensalter und in welcher Region das Trauma der Verfolgung und drohenden Vernichtung das Leben bestimmte. Der Blick auf die zugewanderten Jüdinnen und Juden aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion veränderte sich, mehr Gemeinsamkeiten wurden entdeckt. Aus den Biografien ließ sich viel über das jüdische Leben unter Stalin und während des Krieges lernen.

Herr B. lebte in einem kleinen Dorf unweit von Kiew. Bis zu seinem 14. Lebensjahr besuchte er die jüdische Schule, und in seinen Erinnerungen hatten es die Juden in diesem Dorf geschafft, unter dem Radar des Terrors der Stalin-Zeit zu leben. An einem Tag im September 1941 schickte ihn seine Mutter zum Bäcker, um Brot zu kaufen. Sein Rückweg kreuzte den Dorfplatz. Dort sah er Menschen aufgereiht nebeneinanderstehen. Deutsche und ihre Helfer waren dabei, alle zu erschießen. Dann begriff Herr B., dass es die Juden des Dorfes waren, die dort erschossen wurden und unter ihnen waren seine Eltern. Er habe sie immer in seinem Herzen bewahrt, sagte Herr B. Ihm gelang die Flucht und er konnte sich retten. Eine neue Heimat habe er nie mehr gefunden, sagte Herr B. Seine Heimat blieb das Dorf in der Ukraine und die Erinnerung an seine Eltern.

Benjamin Bloch, sel. A. (1943–2019)

Benjamin Bloch wurde 1943 als Sohn polnischer Eltern in Jerusalem geboren. Die Familie ließ sich 1957 in Frankfurt nieder. Bloch legte sein Abitur an der Ziehschule ab und absolvierte im Anschluss den Militärdienst in Israel. Es folgte ein Studium der Pädagogik, Geschichte und Politik in Frankfurt. Schon in jungen Jahren engagierte er sich in der Jugendarbeit und war Mitbegründer der Zionistischen Jugend Deutschlands (ZJD). Hochzeit 2013 mit Mariam Laurent.

1986 wurde Bloch zum ersten Mal in den Gemeinderat gewählt. Ab 1999 war er Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde und in dieser Funktion unter anderem verantwortlich für das Altenzentrum. In seine Amtszeit als Dezernent fiel die Kernsanierung des Heims zwischen 2004 und 2008 und die damit verbundene Neustrukturierung der Pflegekonzeption. Von 1987 bis 2018 war er außerdem Direktor der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST). Bloch war maßgeblich an der Gründung des Frankfurter Treffpunkts für Überlebende der Schoa beteiligt. Im Alter von 76 Jahren erlag er einem Krebsleiden. Benjamin Bloch wurde im April 2019 auf dem Neuen Jüdischen Friedhof beigesetzt.



Abb. 4: Benjamin Bloch



Abb. 5: Heimleiter Leo Friedman klärt über den Stand der Bauarbeiten auf, 2004

Eine Bewohnerin des Heimes hatte das Massaker von Babyn Jar als Lebende unter den Toten überlebt. Andere Bewohner aus der ehemaligen Sowjetunion hatten überlebt, weil sie evakuiert worden waren. Sie lebten einige Jahre unter Entbehrungen hinter dem Ural. Andere dienten in der Roten Armee und hatten zum Teil hohe Dienstgrade erreicht. Einer der ehemaligen Bewohner des Heimes war zum General der Roten Armee aufgestiegen. Er war dabei, als die Rote Armee Berlin befreite, das erfüllte ihn mit Stolz. Nathan Durst sel. A. vermittelte, dass auch die Juden aus der ehemaligen Sowjetunion zu den Überlebenden zählen und er lehrte, wie die Bewältigungsstrategien des Traumas und die Deutungsmuster ihres Lebens in die Konzeption integriert werden könnten.

Die Sanierung des Hauses – das Altenzentrum wird Modell

Der Bau war in die Jahre gekommen. Das Pflegeheim war vom Altenheim getrennt, immer noch mussten Bewohner, die im Bereich des Altenheims wohnten und pflegebedürftig geworden waren, ihr Einzelzimmer verlassen und in ein Dreibettzimmer im Pflegeheim ziehen. Fachlich war diese Praxis längst in Misskredit geraten, und unabhängig davon passte das bauliche Konzept nicht mehr in die neue Zeit und nicht zu den Bewohnern. Im Jahr 2002 fanden die ersten Gespräche mit dem Land Hessen statt, um die Fördermöglichkeiten für den Umbau und die Sanierung des alten Gebäudes zu erörtern. Die Nachrichten waren niederschmetternd. Der Förderantrag der Jüdischen Gemeinde wäre auf Platz 19 der Liste der Antragsteller gelandet und damit wäre frühestens in zehn bis zwölf Jahren mit einer Bewilligung der Fördersumme in Höhe von ca.

zehn Millionen Euro zu rechnen gewesen. Es begannen Verhandlungen mit dem Hessischen Sozialministerium und schließlich konnte auf der Grundlage der neuen Konzeption, in der die Bewohner des Jüdischen Altenzentrums mit ihrer eigenen Geschichte ein Gesicht bekommen hatten, die Dringlichkeit des Antrages und die Bedeutung des zu fördernden Projektes überzeugend dargestellt werden.

Dr. Hannes Ziller begleitete von Seiten des Hessischen Sozialministeriums das Projekt und erkannte, dass die Sanierung und die konzeptionelle Neuausrichtung des Heimes ein Modellprojekt werden konnte, das zu den Förderrichtlinien des Bundesministeriums für Gesundheit passt. Mit den Fördermitteln des Bundesgesundheitsministeriums würde das Altenzentrum der Jüdischen Gemeinde Frankfurt von Platz 19 auf Platz eins in Hessen gelangen. Nun wurde ein „Modelldesign“ erarbeitet, in dem sowohl die inhaltliche Arbeit als auch neue Strukturmodelle abgebildet waren. Am 22. Mai 2003 reichte die Gemeinde den Antrag auf Zuwendung in Höhe von einer Million Euro beim Bundesministerium für Gesundheit und Soziales ein. Nachdem alle Auflagen erfüllt waren, insbesondere die der Inanspruchnahme der Beratung des Kuratoriums Deutsche Altershilfe (KDA), das sowohl eine konzeptionelle als auch bauliche Beratung und Begleitung anbot, wurde der Zuwendungsbescheid vom Bundesministerium für Gesundheit über eine Zuwendung in Höhe von einer Million Euro erteilt. Das Altenzentrum kam auf Platz eins der Förderliste des Hessischen Sozialministeriums.

Es ging um die Förderung für die Herstellung von 174 Einzelzimmern mit eigener Dusche, von Gemeinschaftsräumen, 13 Wohnküchen und Räumen für Friseur, Ergo-

und Physiotherapie sowie die Sanierung des Bereiches der Großküche und die Herstellung von Räumlichkeiten für eine Tagespflege mit 13 Plätzen. Das ehemalige Pflegeheim wurde abgerissen und ein Neubau errichtet, der in die vorhandene Bausubstanz integriert wurde.

Mit der Planung wurden das Frankfurter Architekturbüro HGP und die Architekten Geiger, Mohr und Leben beauftragt, die sich nicht nur mit den Bauherren, sondern auch mit dem KDA eng abstimmen mussten. Die Synagoge blieb von diesen Plänen unberührt.

Die Experten des KDA förderten die Idee einer auf die Bewohnerstruktur ausgerichteten baulichen Struktur, die auch die Vielfalt der Bewohnerinnen und Bewohner abbildet. Es entstanden 13 Wohngruppen mit eigenen Küchen und Gemeinschaftsräumen. Um die Wohngruppen wurden Kernteams zur Pflege und Betreuung der Bewohner gebildet, die Hierarchie wurde dadurch flacher. Anstelle von Wohnbereichsleitungen wurden pro Wohngruppe zwei Fachpflegekräfte für die Pflegeprozesssteuerung ernannt. Für die hauswirtschaftliche Versorgung und die Betreuung der Bewohner wurde mit den Alltagsmanagern ein neues Aufgabenprofil geschaffen mit einer eigenen Leitung, die Sara Wolf übernahm. Das übergeordnete Dienstplan- und

Ressourcenmanagement wurde Frau Nassi und Nasi Asgarian, der operativen Pflegeleitung, übertragen. Udo Ohnheiser, Koordinator der Pflege, hatte die Gesamtverantwortung für den Bereich Pflege. Gemeinsam mit dem Leiter des Heimes bildeten alle Leitungskräfte ein Steuerungsteam, das die inhaltliche Weiterentwicklung vorantrieb und für die Steuerung des Hauses mitverantwortlich war und noch ist.

Die Gesamtstruktur und die inhaltlichen Schwerpunkte „kultursensible Pflege“ und die Entwicklung einer transkulturellen Organisation wurden zum Modellprojekt. Das Führungskonzept dafür basiert auf dem systemorientierten Management. Die einzelnen Bereiche werden als Subsysteme des Ganzen gesehen, die eine hohe Kompetenz zur Selbststeuerung entwickeln und damit bleiben sie lern- und anpassungsfähig, was eine Voraussetzung zur Steuerung der Vielfalt ist. Die Funktionsfähigkeit dieser Systeme wird sichergestellt durch ein Kommunikationssystem, klare Rahmenbedingungen, einen hohen Input an Wissen und ständiger Weiterbildung der Mitarbeiter und der Führung.

Kern dieser Konzeption war und ist die Fokussierung auf die Bewohner, auf ihre Vielfalt, auf ihre Bedürfnisse und darauf, das Heim und seine Mitarbeiter in ihren



Abb. 6: Die Hessische Sozialministerin Silke Lautenschläger zu Besuch im Altenzentrum, 2006 (v.l.n.r.: Dieter Graumann, Silke Lautenschläger, Benjamin Bloch sel. A., Harry Schnabel sel. A.).



Abb. 7: Team der HGP Architekten, Bauleiter Werner Bappert (IBBA Ingenieurbüro Bappert) mit Heimleiter Leo Friedman und Gemeindedirektor Stefan Szajak sel. A.: Schlüsselübergabe und Einweihung des kernsanierten Gebäudekomplexes, 30. Mai 2008.

fachlichen Kompetenzen zu entwickeln und zu stärken. Im Heim muss es gelingen, allen jüdischen Bewohnerinnen und Bewohnern fachlich und menschlich gerecht zu werden, sie haben nur diesen Ort.

Nachdem alle drei Zuwendungsgeber – Bund, Land, Kommune – die Zuwendungsanträge bewilligt hatten, konnten die Bauarbeiten beginnen. Während der Bauzeit von 2004 bis 2008 musste die Hälfte der Bewohner in ein Ausweichquartier umziehen. Die Suche gestaltete sich schwierig und zuletzt war es ein Glücksfall, dass in der Stadt Offenbach ein sanierungsbedürftiges

Haus gefunden wurde, das als Heim gerade aufgegeben wurde, aber als Interimsunterkunft bestens geeignet war. Umbau und Sanierung verliefen in zwei Bauabschnitten. Herr Bappert übernahm die Bauleitung und organisierte die regelmäßigen Baubesprechungen, die vom Vorstand der Gemeinde ein erhebliches Engagement abverlangten. Inhaltlich begleitete Benjamin Bloch sel. A. das Projekt und Harry Schnabel sel. A. war verantwortlich für das Fachliche. Der Architekturstil ist modern, und außen wie im Innern wurde Wert auf Qualität gelegt. Viele der damals angeschafften Möbel sind heute noch unversehrt und in Betrieb.

Leo Friedman (* 1954)

Leo Friedman wurde 1954 in Kaiserslautern geboren. Die Familie zog 1963 nach Heidelberg, wo Friedman das Abitur ablegte. Zum Studium ging er nach Italien, wo er in den folgenden Jahren als Marketing-Direktor bei einem Verlag tätig war. 1987 kehrte er nach Deutschland zurück und war bis 1997 für einen israelischen-holländischen Konzern als CEO für die deutschsprachigen Länder in Europa zuständig. Zudem war er in den Jahren 1994 bis 1997 Vorstandsvorsitzender der Jüdischen Kultusgemeinde Heidelberg.

Im Jahr 1997 zog Leo Friedman mit seiner Ehefrau Deborah und den beiden Kindern Ilan und Yael nach Frankfurt. Von 1997 bis 2013 hatte er die Leitung des Altenzentrums inne. Gemeinsam mit der Soziologin und Professorin Esther Weitzel-Polzer führte er das Konzept der Wohnbereiche und Wohngruppen ein. In die Dienstjahre Friedmans fiel auch der Umbau des Altenzentrums von 2004 bis 2008. Seinerzeit avancierte das Altenzentrum zum Bundesmodell für transkulturelle Altenpflege. Nach dem Ende seiner beruflichen Laufbahn widmet sich der passionierte Golfspieler am liebsten dem Sport und der Familie.



Abb. 8: Leo Friedman

Neubeginn nach der Sanierung

Im Mai 2008 war es dann so weit. Die Wiedereröffnung des Hauses wurde gefeiert. Die Bewohnerinnen und Bewohner waren wieder vereint und konnten die Wohnküchen, Gruppenräume und ihre schönen Einzelzimmer mit Duschbad beziehen. Die Wohnküchen wurden vor der Inbetriebnahme von Rabbiner Menachem Halevi Klein überprüft, denn auch in den Wohnbereichen gelten die Kaschrut-Regeln. Modellcharakter haben jetzt die kurzen Wege. Die Wohnbereiche werden mit allen Produkten beliefert. Alles soll in der Nähe der Bewohner geschehen, das gemeinsame Essen, die Anlieferung aller Produkte, was den Mitarbeitenden Wegezeiten erspart und die gemeinsame Zeit mit den Bewohnern erhöht. Dadurch, dass nur das Mittagessen in der zentralen Großküche zubereitet wird, können die Mitarbeiter, die dort im Vergleich zu einer ganzheitlichen Versorgung über die Großküche gespart werden, in den Wohnküchen und damit in der Nähe der Bewohner sein.

Drei Wohngruppen mit je 13 Bewohnern bilden einen Wohnbereich. Die Kleingruppenstruktur ermöglicht es, besser als die damals noch typische Struktur von großen Wohnbereichen, auf die individuellen Bedürfnisse der Bewohner einzugehen, sie als Individuen wahrzunehmen. Im Laufe der Jahre wurde das Konzept weiterentwickelt, blieb aber seinen Grundsätzen immer verpflichtet. Das Heim ist eine lernende Organisation und mit den dezentralen Strukturen wird auch die Anpassungsfähigkeit an immer neue Herausforderungen erleichtert. Im Jahr 2012 konnte Patrick Wollbold als Koordinator der Pflege gewonnen werden. Als Pflegefachkraft, Pflegepädagoge und Gerontologe gibt er dem Haus seither fachliche Stabilität und schafft die Voraussetzungen dafür, dass auch die neuen fachlichen Standards in der Pflege Anwendung finden. So wurde es möglich, Kooperationen mit Pflegeschulen abzuschließen und Auszubildende als Nachwuchskräfte zu gewinnen. Und es gelang auch, die Prüfungen des Medizinischen Dienstes der Pflegekassen ohne besondere Beanstandungen zu bestehen. Patrick Wollbold verschaffte dem Heim eine hohe fachliche Reputation bei den Aufsichtsbehörden, Kooperationspartnern, Angehörigen und den Bewohnern selbst.



Abb. 9: Mitarbeiterinnen des Altenzentrums anlässlich der Einweihung am 30. Mai 2008 (v.l.n.r.: Sara Wolf, Jenny Glassmann sel. A., Sara Majerczik, Barbara Chalupa, Sofie Lewinson).



Abb. 10: Gymnastikübungen im Altenzentrum, 2023.

Sozialarbeit im Altenzentrum

Als Teil der Erneuerungen wurde eine Sozialabteilung im Altenzentrum geschaffen, deren grundsätzliche Ausrichtung in der Konzeption einleitend wie folgt beschrieben wird: „Jüdische Sozialarbeit ist unabhängig von den Leitlinien der Profession an eine Tradition gebunden, die ihr Grundverständnis aus der Thora für Zedakah



Abb. 11: Kantoraler Gesang mit Rabbiner Avichai Apel, 2023.

(Gerechtigkeit) und ‚Gemilut Chassadim‘ (Barmherzigkeit, Menschlichkeit, Hilfe ohne Eigennutz) bezieht. Jüdische Altenpflege ist an diese Tradition gebunden und die Erwartungen der Jüdischen Gemeinde als Träger und die Hoffnungen und Wünsche, die die alten Menschen haben, die sich in die Obhut des jüdischen Heimes begeben, nähren sich aus dieser Tradition. Das ist auch ein Grund dafür, wieso die jüdische Einrichtung ihr eigenes Profil hat, das sich in keiner nicht jüdischen Einrichtung so entwickeln lässt.“

Die Verpflichtung, jeden einzelnen Bewohner als Mensch zu sehen, dafür steht die Sozialabteilung des Heimes, in der über zwei Jahrzehnte hinweg Barbara Chalupa und Sara Majerczik für alle Bewohner die Ansprechpartnerinnen waren. Benjamin Blochs Leitspruch: „Sei a Mensch“ zierte die Wände ihres Büros. Mit dieser Leitorientierung und den handlungsleitenden Ansätzen der jüdischen Sozialarbeit und Sozialethik ist die Sozialarbeit im Altenzentrum neben dem religiösen Leben die zweite Säule der jüdischen Identität des Hauses.

Barbara Chalupa und Sara Majerczik kannten die Bewohner; sie halfen in Zeiten persönlicher Krisen, unterstützten bei der Lösung individueller Probleme und gaben den Angehörigen das Gefühl, dass ihre Eltern im Heim gut aufgehoben sind. Nachdem Barbara Chalupa und Sara Majerczik in den Ruhestand gegangen sind, wechselte Nasi Asgarian im Januar 2021 von der operativen Pflegeleitung in den Sozialdienst. Sandro Huberman ist in der Doppelspitze der Führung für die Sozialabteilung zuständig, deren Werteorientierung und Aufgaben sich nicht verändert haben.

Das Wohnhaus Tiberias – ein Ort für jüngere pflegebedürftige Menschen mit psychischer Erkrankung und/oder seelischer Behinderung in Verbindung mit Komorbidität

Hinter der etwas sperrigen Bezeichnung für das Wohnhaus Tiberias steht eine Einrichtung, die im Jahr 2015 als Teil des Altenzentrums für jüngere Menschen in Betrieb genommen wurde. 21 Plätze wurden aus dem Bereich der Altenpflege herausgelöst, wofür das Hessische Sozialministerium eine Genehmigung erteilen musste, weil die Gesamteinrichtung aus Fördermitteln für die Altenpflege finanziert worden war. Wieder einmal gelang es, die Behörden von den besonderen Bedürfnissen der jüdischen Lebenswelt zu überzeugen. Bis dahin wurden jüngere pflegebedürftige Menschen in den Wohngruppen mit alten Menschen untergebracht; erst an der Nachfrage wurde den Bedarf nach getrennten Wohnsphären bemerkt. Interesse an einem Platz im Wohnhaus besteht nicht nur bei den Zuwanderern als der größten Gruppe der Heimbewohner. Besondere Konstellationen gibt es bei Eltern, die einen Pflegeplatz für sich und ihr behindertes Kind suchen. In der Sowjetunion wurden insbesondere im jüdischen Milieu die Behinderten versteckt, um ihnen das Schicksal eines Lebens in einer der berühmtesten Anstalten zu ersparen. Behinderung galt im öffentlichen Narrativ als selbstverschuldet, zum Beispiel, weil eine Mutter sich geweigert hatte wegen ihres Alters (30+) ihr Kind abzutreiben. Behinderung wurde im „asozialen Milieu“ verortet, und deshalb lebten die Eltern lieber im Verborgenen und trennten sich nie von ihrem

Kind. Mit der Übersiedlung nach Deutschland blieben sie weiterhin in einer fast symbiotischen Beziehung. Aktuell leben drei junge Menschen mit Behinderung im Wohnhaus und je ein Elternteil lebt im Heim. Im Übrigen ist die Herkunft der Bewohner im Wohnhaus genauso bunt wie im Heim. Fachlich musste sich auf neue Herausforderungen eingestellt werden, weil hier nach den Vorgaben von drei Sozialgesetzbüchern gearbeitet werden muss, wobei die Rahmenbedingungen des SGB IX (Rehabilitation und Teilhabe von Menschen mit Behinderung) die fachlich anspruchsvollsten sind.

Die Betriebserlaubnis ist an die Bereitstellung von fachlich qualifiziertem Personal und an eine fachlich fundierte Konzeption gebunden. Neben Pflegefachkräften sichern Sozialpädagogen und Sozialarbeiter die Teilhabeleistungen. Sie müssen die Umsetzung der fachlichen Ansprüche an die Gestaltung des Tages sicherstellen und unterstützen gemeinsam mit den Pflegekräften die Menschen mit Behinderung bei deren Entwicklung zu mehr Selbstbestimmung und Autonomie.

Die Leitung des Altenzentrums ab 2012

Von 2012 bis zum Herbst 2019 war Prof. Dr. Leo Latasch verantwortlicher Einrichtungsleiter des Altenzentrums. Was als Interimslösung angedacht war, so lange bis eine neue Leitung gefunden werden konnte, dauerte knapp sieben Jahre. In dieser Zeit zeigte sich, dass das Heim als Organisation lern- und anpassungsfähig ist. Über die Einführung eines Qualitätssicherungssystems wurde der Gesamtorganisation eine Struktur gegeben. Stellenbeschreibungen, Prozessbeschreibungen und regelmäßige Überprüfungen der Qualität in der Pflege brachten hohe Zustimmungswerte in den regelmäßig stattfindenden Bewohner-, Angehörigen- und Mitarbeiterbefragungen.

Sandro Huberman übernahm am 1. Oktober 2019 die Leitung des Hauses, nachdem er sich zweieinhalb Jahre in der Funktion als Assistenz der Leitung auf die Übernahme dieser großen Verantwortung vorbereiten konnte.

Im Frühjahr 2019 verstarb Benjamin Bloch. In seiner Funktion folgte ihm Leo Latasch nach als verantwort-



Abb. 12: Die Einrichtungsleiter Patrick Wollbold und Sandro Huberman, 2024.

licher Dezernent des Altenzentrums. Seit März 2023 bilden Patrick Wollbold, ab 2012 Koordinator der Pflege und verantwortlich für den gesamten Bereich der Pflege und Betreuung, und Sandro Huberman eine Doppelspitze in der Führung des Hauses.

Neue Krisen – neue Aufgaben – neue Herausforderungen

Anfang des Jahres 2020 kam die Corona-Pandemie über das Heim. Die alten Menschen waren besonders betroffen, sie mussten geschützt werden. Die geltenden Vorschriften sahen Kontaktbeschränkungen vor, die Wohnküchen konnten nur noch eingeschränkt betrieben, die Gemeinschaft durfte nicht mehr gelebt werden. Auch die Synagoge blieb geschlossen, was das Heim empfindlich getroffen hat, denn in der Vielfalt ist das jüdische Leben mit den Shiurim, den G'ttesdiensten und den Jüdischen Feiertagen, die in der großen Ge-

Abb. 13: Corona-Pandemie:
Die erste Impfung im
Altenzentrum, Januar 2021.



meinschaft verbracht werden, eine Säule des Zusammenlebens der Menschen. Ein sehr großes Problem waren die stark beschnittenen Kommunikationsmöglichkeiten im Heim, denn gerade eine dezentrale und auf flache Hierarchie aufgebaute Organisation ist in ihrer Funktionsfähigkeit auf Kommunikation angewiesen.

Die offene Atmosphäre, die vor der Pandemie ein Markenzeichen des Hauses war, war verschwunden.

Die Tagespflege musste schließen, für die Bewohnerinnen und Bewohner der benachbarten Altenwohnanlage, die bis dahin rege im Heim verkehrten, blieben die Türen verschlossen. Die mehr als 50 Ehrenamtlichen, die in vielfältiger Weise den Bewohnern Unterstützung und Abwechslung gegeben oder auch bei Festen und Unterhaltungsangeboten immer hilfreich mitgewirkt hatten, durften nur noch mit Auflagen und eingeschränkt ins Haus.

Patrick Wollbold als verantwortlicher Pflegeleiter überwachte mit Unterstützung von Leo Latsch die Maßnahmen zum Schutz der Bewohner. Es gelang, die Ausbreitung des Virus im Heim zu verhindern. Doch ab Herbst 2021 erkrankten viele Bewohner und in kurzer Zeit verstarben 18 Personen an Covid-19. Darunter einige hochbetagte Überlebende, die dem Virus keine Kraft mehr entgegensetzen konnten. Für die Mitarbeiter in der Pflege war es eine ausgesprochen beschwerliche Zeit. Insbesondere der Tod so vieler Bewohner in einem sehr kurzen Zeitraum war belastend. Für jeden Bewohner wurde in einer Gedenkveranstaltung, an der alle Mitarbeitenden teilnahmen, eine Kerze gezündet und das Kaddisch-Gebet gesprochen.

Nach dem Ende der Pandemie musste das Leben neu gestartet werden. Schnell gelang es Sara Majerzcik, die über 50 Ehrenamtlichen wieder zu aktivieren; Sandro

Huberman und das Personal vom Sozialdienst legten ein vielfältiges und abwechslungsreiches Kultur- und Unterhaltungsprogramm auf; die Öffnung des Hauses wurde aktiv vorangetrieben. Der „Jiddische Club“ wurde neu gegründet, das Nachtcafé wiederbelebt. Seither besuchen die Bewohner Kindergarten und Schule wieder zu Festen und Feiertagen oder auch im Rahmen des Mehrgenerationen-Cafés.

Schwieriger ist die Reaktivierung der Struktur, der verlässlichen Kommunikationswege. Das anspruchsvolle Programm der Fort- und Weiterbildung für die Mitarbeiter startet ab 2024 neu, und die Maßnahmen der Qualitätssicherung werden wieder in vollem Umfang reaktiviert.

Ein besonderer Schwerpunkt in der Weiterbildung liegt auf der Wiederbelebung der Zusammenarbeit mit AMCHA-Jerusalem und Dr. Martin Auerbach. Im ersten Zyklus war es um die Überlebenden der ersten Generation gegangen, heute gehören die jüdischen Bewohner des Heimes zunehmend der zweiten Generation an, und Martin Auerbach lässt das Altenzentrum teilhaben an dem Wissen und den reichen Erfahrungen, über die AMCHA verfügt.

Das Ende der Pandemie war mit der Hoffnung verbunden, zur „Normalität“ zurückkehren zu können. Am 24. Februar 2022 begann Russland seinen Angriffskrieg gegen die Ukraine. Die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e. V. (ZWST) startete Hilfen für alte Menschen aus dem Kriegsgebiet, um sie nach Deutschland zu bringen. 24 Geflüchtete wurden im Frühjahr 2022 im Heim aufgenommen, was eine neue Herausforderung war. Bis zu diesem Zeitpunkt wurden die russisch sprechenden Bewohner im Heim als individuell differenzierte Gruppe, aber doch relativ homogen in ihrer Identität als ehemalige „Sowjetmenschen“ wahrgenommen. Dieser Krieg war auch ein Angriff auf die bis dahin relativ stabilen individuellen Deutungs-

muster der einzelnen Menschen. Schon im Jahr 2020 wurde das Projekt „Diversity und Interkulturalität“, das von der Stadt Frankfurt im Rahmen des Frankfurter Programms „Würde im Alter“ finanziert wird, begonnen. Das Projekt dient dazu, über Biografiearbeit die kulturellen Differenzierungen aufzuspüren. Schon in der Pandemie bemerkten wir deutliche kulturelle Unterschiede im Umgang mit den Einschränkungen, so dass die Projektarbeit erweitert wurde, um diese Unterschiede zu sehen und verstehen zu können.

Nach dem Zuzug der Geflüchteten aus der Ukraine wurde schnell klar, dass hier russisch sprechende Menschen angekommen sind, die nicht nur die Schrecken des Krieges erleben mussten. Es gab auch andere Deutungsmuster in Bezug auf den Krieg und die frühere gemeinsame kollektive Identität. Bis dahin waren die russischsprachigen Bewohner im Heim als kulturelle Einheit gesehen worden, getragen von einer tiefen Beziehung zur russischen Sprache und Hochkultur.

Obgleich es auch unter ihnen durchaus politische und allgemeine Meinungsverschiedenheiten gab, schien das Gemeinsame bindend. Mit dem Eintreffen der Kriegsflüchtlinge wurde dieses Bild brüchig. Schnell wurde deutlich, dass hier Konfliktpotential besteht. Olga Pabortsava ist als Projektmitarbeiterin für die Biografiearbeit zuständig. Sie übernahm die Integration der neuankommenden Bewohnerinnen und Bewohner aus der Ukraine und erfasste damit auch, was zu tun ist, damit sich an möglichen politischen Differenzen keine Konflikte entzünden, die die Atmosphäre im Heim vergiften könnten.

Die Befragungen der Kriegsflüchtlinge haben ein sehr differenziertes Bild ergeben und viele Informationen geliefert, wie sich die Menschen, die nach dem Zerfall der Sowjetunion weiter in ihrer Heimat geblieben sind, in ihrem Denken entwickelt haben, das sich durchaus von der einstigen Identität unterscheiden kann. Einige

Bewohner aus der ehemaligen Sowjetunion, die nicht zu den Kriegsflüchtlingen gehören, haben ein Bild von der Ukraine, das übereinstimmt mit dem, was die russische Propaganda verbreitet. Die Projektarbeit hat dazu beigetragen, dass sich die Menschen mit unterschiedlichen Sichtweisen in heiklen Fragen doch darauf einigen können, die Meinungen und Gefühle der anderen zu respektieren. Bis auf sehr wenige Ausnahmen haben sich alle russischsprachigen Bewohner, die zum Thema Krieg gegen die Ukraine interviewt wurden, dahingehend geäußert, dass sie den Krieg als solchen ablehnen, unabhängig davon, welche Gründe sie dafür sehen. Alle haben schon einmal einen Krieg erlebt und kennen seine Schrecken.

Wieder war es im Altenzentrum gelungen, eine Herausforderung als Chance für gemeinsames Lernen zu nutzen; damit stellte sich das Gefühl ein, endlich wieder in der „Normalität“ angekommen zu sein.

Am 7. Oktober 2023 endete für uns und für die gesamte jüdische Welt das, was wir bis dahin als „Normalität“ gesehen hatten. Alle waren erschüttert, und die Menschen im Heim haben jetzt Angst, selbst dort nicht mehr sicher zu sein. Viele sind direkt betroffen und sehr besorgt; einige haben sowohl Angehörige in Russland als auch in der Ukraine, ihre Enkel oder Urenkel kämpfen aktuell in der israelischen Armee. Direkt nach dem 7. Oktober zeigten einige Bewohner deutliche psychische Überforderungen. Ihnen hat Marian Perlmutter von Oktober bis Dezember psychologische Einzelbetreuung angeboten. Im Laufe der Zeit stellt sich heraus, dass in gewisser Weise die gemeinsamen Sorgen, Erschütterungen und die Ängste die Unterschiede neutralisieren. Konzerte und andere Kulturveranstaltungen werden zahlreich angeboten und es ist zu spüren, wie diese Aktivitäten und die Bindung an das Jüdische und den Staat Israel das Gefühl der Gemeinschaft stärken und Trennendes verblassen lässt.

Sämtliche im Artikel zitierten Interviews wurden von Prof. Dr. Esther Weitzel-Polzer in den Jahren 1999 bis 2006 durchgeführt.

Literatur

Esther Weitzel-Polzer/Marlene Bock, Alte Jüdinnen und Juden in Deutschland. Ausschnitte aus der Geschichte ihres Überlebens und die Suche nach einem neuen Zuhause, Paulo-Freire-Verlag, Oldenburg 2005.



Abb. 14: Die Gebäude des
Israelitischen Krankenhauses
mit dem Portalbau im Zentrum,
ca. 1970.



Abb. 15: Grundsteinlegung am 19. Juni 1973.
Im Bild u.a. Hermann Guttman, Sally Herlitz,
Alfred Jachmann, Ignaz Lipinski, Rabbiner
Sigmund Szobel, Emil Sekel und Jakob Wolf.



Historischer Teil

Seit 110 Jahren ist das Areal an Gagernstraße und Bornheimer Landwehr ein Zentrum jüdischen Lebens in Frankfurt. Vor dem Zweiten Weltkrieg befand sich am Ort das Krankenhaus der Israelitischen Gemeinde. Nach 1945 entstand hier ein modernes Alten- und Pflegeheim sowie Wohnanlagen für mehr als 300 Menschen.

Jüdisches Leben an der Gagernstraße: Vom Hospital zum Alten- und Pflegeheim



Einweihung des
Krankenhauses
der Israelitischen
Gemeinde

1914



Teilweise Zerstörung
der Krankenhaus-
bauten durch
Luftangriffe

1942

1943/44

1945



Offizielle Eröffnung
des sanierten Alten-
heims der Jüdischen
Gemeinde

1952



Grundsteinlegung
für den Neubau des
Altenzentrums mit
Pflegeheim und
Altenwohnanlage

1961

1973



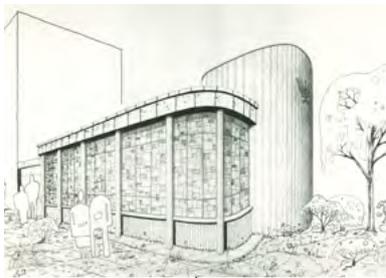
Deportation der Patienten, des
Personals und weiterer Schutz-
suchender in Konzentrations-
und Vernichtungslager



Unterbringung von
Schoa-Überlebenden
in den Ruinen an der
Gagernstraße



Alfred Jachmann
wird Heimleiter



Einweihung der Atereth-Zvi-Synagoge

Kernsanierung des Gebäudekomplexes an der Bornheimer Landwehr



Patrick Wollbold und Sandro Huberman übernehmen die Einrichtungsleitung



1974

1978

1997

2004-2008

2016/17

2022

2024



Einweihung des Alten- und Pflegeheims (erster Bauabschnitt)

Leo Friedman wird Heimleiter



Eröffnung des neuen Wohnbereichs „Tiberias“ für junge Menschen mit physischen oder psychischen Einschränkungen

Festakt zum 50. Jubiläum des Altenzentrums der Jüdischen Gemeinde



„Gib uns nicht preis in den Tagen unseres Alters“¹

Von Fedor Besseler

Vom Provisorium zum modernen Alten- und Pflegeheim (1945 – 1995)

Die Rückkehr der Überlebenden

Als US-amerikanische Truppen am 29. März 1945 Frankfurt am Main vollständig erobert und von den Nationalsozialisten befreit hatten, lebten in den Trümmern der Stadt laut einem Bericht der amerikanischen Wochenzeitung Aufbau noch etwa 160 Juden.² Diese hatten Verfolgung und Krieg in Verstecken überlebt. Vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten hatten rund 30.000 Jüdinnen und Juden in Frankfurt gelebt. Während der NS-Zeit waren nach aktuellem Forschungsstand 12.800 der alteingesessenen oder zugezogenen Frankfurter Juden ermordet worden. Neben den aus Frankfurt Deportierten sind in dieser Zahl mehrere hundert aus dem Exil verschleppte Personen inbegriffen sowie etwa 900 als jüdisch verfolgte Frankfurter, die sich in Zusammenhang mit den stetig zunehmenden Repressionen das Leben nahmen.³

In den Sommermonaten 1945 kehrten wenige hundert Überlebende aus den Konzentrations- und Vernichtungslagern zurück. Die größte Zahl, unter ihnen Rabbiner Leopold Neuhaus, hatte im Lager Theresienstadt bis zur Befreiung durch die Rote Armee ausgeharrt. Im Juni und Juli wurden sie zurück nach Frankfurt gebracht. Bereits wenige Tage nach der Kapitulation des Deutschen Reiches am 8. Mai 1945 ergriff August Adelsberger, Leiter der jüdischen Betreuungsstelle, die Initiative zur Nutzung des früheren Israelitischen Krankenhauses an der Gagernstraße als Auffangheim für überlebende Jüdinnen und Juden.⁴ Im Juli 1945 begannen schließlich die Enttrümmerungs- und Instandsetzungsarbeiten auf dem Areal Gagernstraße/Bornheimer Landwehr.

Von Walter H. Rothschild, in Frankfurt geboren und aufgewachsen, jetzt Offizier der US-Army Intelligence, ist aus jenen Sommertagen ein Bericht in Form eines Briefes überliefert: „Da sind sie, die einzigen Überreste



Abb. 16: Blick durch
das Eingangsportal
zum Mittelbau, 1952.



Abb. 17: Das Dienstpersonal des Altenheims mit Heimleiterin Rosa Rothschild sel. A. sitzend am Tisch, um 1950.

einer jüdischen Gemeinde von über 25.000 Menschen, zusammengepfercht in ehemaligen Krankenzimmern, nicht in Betten, sondern in hölzernen Kojen, doppelstöckigen, mit all ihren schäbigen Habseligkeiten in ein Zimmer gestopft (...).“⁶⁵ Rothschild beklagte die Überfüllung der Zimmer, den Zustand der sanitären Einrichtungen und die mangelhafte Ernährungslage.

Ein Zeitungsartikel vom Dezember 1945, verfasst von Fritz Stein, der für die Liegenschaften der Jüdischen Gemeinde zuständig war, veranschaulichte die Situation auf dem Gelände des früheren Krankenhauses der Israelitischen Gemeinde: „So erfreulich der gute Zustand der nicht durch Bomben zerstörten Gebäude, der baldige Reparatur und Verwendungsmöglichkeit versprach, war, so empörend war die vandalische Zerstörung, Verschmutzung und Beraubung der Innenräume, Ausstattung und Einrichtungen. Dennoch blieb uns nichts anderes übrig, als die aus Theresienstadt eintreffenden Transporte dort zu empfangen, z. T. dort zu belassen oder weiterzuleiten. In Anbetracht der sommerlichen Jahreszeit boten die, wenn auch verwilderten, Gartenanlagen den Rückkehrern eine gewisse Erholung.“⁶⁶

Der sogenannte Rundbau, in dem sich vor dem Krieg die urologische Abteilung des Israelitischen Krankenhauses befunden hatte, wurde mit Unterstützung des städtischen Bauamtes und der US-amerikanischen Militärregierung instandgesetzt und konnte am 14. November 1945 unter Anwesenheit von Rabbiner Neuhaus als „Alten- und Siechenheim“ eingeweiht werden. Dazu Liegenschaftsverwalter Stein: „50 Betten in gut eingerichteten, luftigen und freundlichen Zimmern mit fließend Wasser stehen nun unseren alten, hilfsbedürftigen Männern und Frauen, die bald 3 Jahre in Theresienstadt gedarrt und gehungert haben, zur Verfügung.“⁶⁷

Über die beiden ersten Heimleiterinnen Rosel Möser und Else Herlitz liegen bislang keine Informationen vor.⁸ Von Anfang an dabei war Küchenchef Izaak de Jong, der die Einhaltung der Kaschrut (jüdische Speisegesetze) sicherstellte und für die Verköstigung der Bewohnerinnen und Bewohner sorgte. Wirtschaftsleiter des Altenheims war seit 1946 Sally Herlitz. Er kümmerte sich um sämtliche administrativen Aufgaben. Mit de Jong und Herlitz waren zwei Männer maßgeblich am Wiederaufbau der Altenpflege beteiligt, die bereits vor der Schoa in Frankfurt gelebt hatten.



Abb. 18:
Izaak de Jong

Izaak de Jong sel. A. (1893–1970)

Izaak de Jong wurde 1893 in Millingen (Niederlande) geboren. Nach einer Metzgerlehre siedelte de Jong ins Deutsche Reich über und ließ sich als Bäcker und Koch ausbilden. Einer Station in Kassel folgte 1933 die Stellung als Küchenchef in der Jüdischen Notstandsküche in Frankfurt. Gemeinsam mit seiner Ehefrau Meta Neuhaus und den drei Kindern rettete er sich nach dem Novemberpogrom im Dezember 1938 in die Niederlande. Die Familie wurde im Oktober 1942 verhaftet und in das Sammellager Westerbork verschleppt. Von dort wurde de Jong nach Oberschlesien deportiert. Ab Oktober 1944 befand er sich in einem Außenla-

ger des Konzentrationslagers Groß-Rosen. Seine Söhne Hans, Walther, Kurt und die Ehefrau Meta de Jong wurden in Auschwitz ermordet.

Izaak de Jong wurde von der Roten Armee befreit und heiratete unmittelbar nach der Befreiung Eleonore Guttman. Rückkehr nach Frankfurt im Sommer 1945. Die beiden Söhne Hans und Kurt kamen 1946 und 1947 zur Welt. Izaak de Jong war maßgeblich am Aufbau des jüdischen Altenheims an der Gagernstraße beteiligt. Dort leitete er die Großküche und überwachte die Kaschrut. Izaak de Jong starb 1970 und wurde auf dem Neuen Jüdischen Friedhof beigesetzt.

Die Sanierung des ehemaligen Wirtschaftsgebäudes

Im Oktober 1949 richtete sich der Vorstand der kurz zuvor wiederbegründeten Jüdischen Gemeinde an den Frankfurter Oberbürgermeister Walter Kolb (SPD) und machte in dem Schreiben auf den schlechten Zustand der Gebäude aufmerksam: „Bei der Besichtigung des Altersheims und eines im sogenannten Nordbau für die Erweiterung dieses Altersheims vorgesehenen Flügels wurde festgestellt, daß die gesamte Anlage einer durchgreifenden Renovierung bedarf. Die Räume sind im Oktober 1945 mit den primitiven, damals zur Verfügung stehenden Mitteln notdürftig hergerichtet worden. Die Insassen, durchweg alte Menschen, die 3 Jahre KZ Theresienstadt mitgemacht haben, liegen auf Luftschutzbetten mit vielfach schlechten Matratzen. Bescheidene Hilfsmittel zur Ausstattung fehlen oder sind nur in mangelhafter Beschaffenheit vorhanden. Auf dem Gelände des Krankenhauses liegen noch immer Schuttberge der ausgebombten Hausabschnitte.“⁹

Auf dem Weg zur Instandsetzung weiterer Gebäude für das Altenheim galt es nun mehrere Hindernisse zu überwinden: Die Eigentumsfrage in Bezug auf die Liegenschaften der Vorkriegsgemeinde war ungeklärt. Sowohl die neugegründete Jüdische Gemeinde als auch die Jewish Restitution Successor Organization (JRSO) sahen sich als legitime Rechtsnachfolger.¹⁰

Darüber hinaus musste verhandelt werden, wer die Kosten für die Wiederherstellung der Gebäude übernehmen würde. In einem Schreiben Oberbürgermeister Walter Kolbs vom 22. März 1950 an Moritz Siegel, Direktor der Jüdischen Gemeinde, wurde das Projekt zunächst aufgeschoben: „Zu seiner (sic!) Erklärung muss ich Sie darauf hinweisen, dass die ungemein prekäre Finanzlage der gesamten deutschen Kommunalverwaltung Frankfurt/Main dazu zwingt, alle Rechtsansprüche auszuschöpfen und zu verfolgen, bevor sie mit eigenen finanziellen Mitteln einzutreten vermag.“¹¹ Kolb bezog sich in diesem Zusammenhang auf das Soforthilfegesetz und auf die Mittel der hessischen Wiedergutmachungsbehörde, die im Falle des Altenheims genutzt werden könnten.

Schließlich kam es zu einer Einigung. Die Baukosten kamen vom Amt für Soforthilfe und aus dem Wiedergutmachungsfonds der Landesregierung. Außerdem stellte John McCloy als Hoher Kommissar der USA im Namen der Alliierten Hohen Kommission Gelder zur Verfügung. Am 26. November 1952 konnte das nach Plänen des Architekten Friedrich Espenschied renovierte ehemalige Wirtschaftsgebäude feierlich eingeweiht werden. Heimleiterin Rosa Rothschild begrüßte Vertreterinnen und Vertreter der Stadt Frankfurt, der Landesregierung und des US-amerikanischen Generalkonsulates. In seiner Ansprache formulierte Dr. Ewald Allschoff im Namen des Vorstands der Jüdischen Ge-



Abb. 19: Sally Herlitz

Sally Herlitz, sel. A. (1903–1992)

Sally Herlitz wurde am 17. April 1903 in Fechenheim geboren. Nach der Schule erlernte er den Beruf des Elektromechanikers. 1937 wurde er technischer Leiter des Israelitischen Krankenhauses an der Gargernstraße. In erster Ehe verheiratet mit Lina Stern; 1930 kam Tochter Inge zur Welt. Sally Herlitz, seine Ehefrau und Tochter wurden am 24. September 1942 aus Frankfurt nach Estland deportiert. Lina und Inge Herlitz wurden im Konzentrationslager Jägala oder in den Dünen von Kalevi-Liiva

ermordet. Sally Herlitz kam zunächst in das Konzentrationslager Kaiserwald und von dort in das Lager Stutthof, wo er 1945 die Befreiung erlebte. Er kehrte nach Frankfurt zurück und heiratete in zweiter Ehe Gerda Guttman; im Juli 1949 Geburt der Tochter Elsbeth. Gemeinsam mit Izaak de Jong und Rosa Rothschild war er maßgeblich am Aufbau des Altenheims beteiligt; dort verrichtete er größtenteils Verwaltungsarbeit. Sally Herlitz starb 1992 und wurde auf den Neuen Jüdischen Friedhof beigesetzt.



Abb. 20:
Heimbewohnerinnen
und -bewohner an
Jom haAtzma'ut,
1950er Jahre.

meinde das Kernanliegen des Altenheims: „Wir glauben, daß wir, die wir unsere Eltern in den Konzentrationslagern verloren haben, denen, deren Kinder dort ums Leben kamen, die Sicherung eines von materiellen Sorgen ungestörten Lebensabends schulden.“¹² Tatsächlich bildeten Holocaust-Überlebende die größte Gruppe unter den Heimbewohnerinnen und -bewohnern. Mit 100 Betten, die stets voll belegt waren, war das Frankfurter Altersheim das größte jüdische Heim in Westdeutschland.

Das ehemalige Wirtschaftsgebäude beherbergte die Zentralküche und den großen Speisesaal, in dem die Bewohner ihre Mahlzeiten einnahmen. Besonders beliebt war die weitläufige Terrasse im Obergeschoss, „die um das ganze Haus herumführt und den Bewohnern die Möglichkeit gibt, sich in der warmen Jahreszeit draußen aufhalten zu können, ohne das Haus verlassen zu müssen.“¹³ Mit dem Wirtschaftsgebäude, dem Rundbau und dem Portalbau waren nunmehr drei Gebäude des ehemaligen Israelitischen Krankenhauses wiederhergestellt und bildeten bis in die 1970er Jahre die Infrastruktur der jüdischen Altenpflege in Frankfurt.

Neue Pläne für die Gagerstraße

Anfang der 1960er Jahre kam frischer Wind in die Gagerstraße. Die Gemeinde beauftragte den Architekten Hermann Zvi Guttmann, der auch Mitglied im Gemeinderat war, Pläne für einen Altenheim-Neubau an der Gagerstraße auszuarbeiten.¹⁴ Diese Pläne Guttmanns aus den Jahren 1960 und 1961 werden heute in der Sammlung Guttmann im Jüdischen Museum Berlin aufbewahrt. Das Vorhaben wurde zunächst jedoch

weder im Gemeinderat noch vom Vorstand weiterverfolgt. Die Zeit für ein modernes Altenzentrum war noch nicht gekommen.

1961 engagierte die Gemeinde einen neuen Heimleiter. Mit Alfred Jachmann war schließlich ein geeigneter Kandidat gefunden, der langjährige Erfahrungen im Bereich der Wirtschaftsleitung und der Altenpflege vorweisen konnte. In einem Interview Jachmanns, das 1998 von der Kultur- und Sozialwissenschaftlerin Susanna Keval geführt und aufgezeichnet wurde, schilderte er die Situation, die sich ihm in Frankfurt bot: „Ich war sehr deprimiert, dass im Jahr 1961 jüdische Menschen, die so viel haben durchstehen müssen noch unter so primitiven Verhältnissen lebten, wie das nunmal in der Gagerstraße war, also aus meiner Sicht waren das Ruinen, in denen wir Altenarbeit leisteten.“¹⁵ Das Hauptproblem in den Augen Jachmanns war die Tatsache, dass sämtliche Heimbewohner zur Einnahme der Speisen in den Mittelbau, das frühere Wirtschaftsgebäude, gelangen mussten. Insbesondere bei starkem Wind, Regen oder bei Glätte stellte dies eine Herausforderung für die alten und teilweise nur eingeschränkt mobilen Seniorinnen und Senioren dar.

Über seine ersten Dienstjahre berichtete Heimleiter Jachmann auch an anderer Stelle. Er beschrieb das Altenheim als „altes jeckisches Haus“¹⁶, das in jenen Jahren hauptsächlich von Holocaust-Überlebenden deutscher Herkunft bewohnt wurde. Und Jachmann weiter: „Es war eine gute Atmosphäre, es war ein jüdisch-traditionelles Haus, das Jüdischkeit atmete. All das hatte man entbehrt in all den vielen Jahren, und man achtete ein Stück Brot; man hatte eine Zeit erlebt, wo ein Stück Brot das Leben bedeutete.“¹⁷

Doch die Bausubstanz dieses traditionell jeckischen Hauses war marode und es entsprach nicht den Standards der modernen Altenpflege. Es war Ignaz Lipinski, ab 1964 Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde, der die Planungen für einen Neubau wieder aufgriff. Auf Empfehlung der Liegenschaftskommission wurde schließlich ein Architekten-Wettbewerb ausgeschrieben. Der Text der Ausschreibung vom 14. Juli 1966 enthielt bereits die grundlegende bauliche Gliederung der auf dem Areal zu errichtenden Gebäude. Die Entwürfe der Architekten sollten demnach ein Altersheim, eine Pflegestation und Altenwohnungen umfassen.¹⁸

Anlässlich einer Besprechung der zuständigen Gemeindevertreter mit den teilnehmenden Architekten und den Preisrichtern formulierte Ignatz Bubis, damals Dezernent für das Altenheim, die aus Sicht der Bauherren ausschlaggebenden Kriterien für das Projekt. Angestrebt wurden danach: „1. Die Schaffung eines modernen Altersheims“ und „2. Die Notwendigkeit, eine bessere wirtschaftliche Nutzung des Grundstücks zu erzielen“.¹⁹ Anlässlich der Tagung des Preisgerichts am 22. Dezember 1966 konnten sechs Entwürfe präsentiert werden. Geladen waren namhafte Preisrichter, darunter etwa der international renommierte Architekt Max Bächer. Als Sachpreisrichter fungierten Ignatz Bubis, Moritz Gertler und Paul Arnsberg. Als Sieger des Wettbewerbs ging die Architektengemeinschaft Fritz



Abb. 21: Oberbürgermeister Willi Brundert zu Besuch an der Gagernstraße, um 1965. (v.l.n.r.: Gemeindedirektor Adolf Olkowicz sel. A., OB Willi Brundert, unbekannt, Heimleiter Alfred Jachmann sel. A.).

Novotny und Arthur Mähner aus Offenbach hervor. Dem Siegerentwurf wurde unter anderem „eine maßstäbliche und elastische Einordnung in die Umgebung“²⁰ attestiert. Die Frankfurter Rundschau berichtete über den Architekten-Wettbewerb und zeigte das Foto einer futuristisch anmutenden Hochhausbebauung, die nie zur Ausführung gelangte.²¹

Anfang Juli 1967 beschloss der Gemeinderat die detaillierte Ausarbeitung der Pläne der Architektengemeinschaft Hermann Zvi Guttmann und Richard Heil zu finanzieren. Der Siegerentwurf von Novotny/Mähner kam nicht mehr zur Sprache. Die Gemeinderatssitzung



Abb. 22: Heimleiter Alfred Jachmann und das Dienstpersonal anlässlich der Hochzeitsfeier von Kurt de Jong und Vera Krotoschiner-Radzewski im Dezember 1969.

vom 6. Juli 1967 verlief in einer aufgeheizten Stimmung. Einige Gemeinderäte witterten offenbar „Vetternwirtschaft“, da der zu beauftragende Architekt Hermann Zvi Guttmann zugleich Gemeinderatsmitglied war. Aus diesem Grund verließ dieser die Sitzung. Mit sechs Ja-Stimmen gegenüber zwei Nein-Stimmen und einem leeren Stimmzettel wurden Guttmann und Heil schließlich mit der Ausarbeitung ihres Entwurfs beauftragt.²²

Der lange Weg zum Neubau

Im Herbst 1968, zwei Jahre nach dem Architektenwettbewerb, verkündete der Vorstand im Frankfurter Jüdischen Gemeindeblatt: „Wir hoffen, noch im Jahre 1969 mit der Verwirklichung dieses Projektes beginnen zu können.“²³ Ein baldiger Baubeginn sollte sich jedoch als Illusion herausstellen. Wenige Wochen später wurde ein neuer Gemeinderat gewählt. Der neue Vorstand bestand aus Ignatz Bubis, Kurt Nahary und Arje Paluch. Das Altenheim-Dezernat ging von Ignatz Bubis an Arje Paluch über und Bubis übernahm fortan das Dezernat für Liegenschaften.

Die Liegenschaftskommission der Jüdischen Gemeinde unter Leitung von Elias Hofmann beschloss bei ihrer Sitzung am 3. Juli 1969 die Gesamtplanung des Grund-

stücks von den Architekten Guttmann und Heil durchführen zu lassen. Ignatz Bubis unterrichtete die Kommissionsmitglieder über die Möglichkeit der finanziellen Förderung durch das Land Hessen, welches 1970/71 „erhebliche Mittel“ für den Bau von Altersheimen zur Verfügung stellen werde.²⁴ Ein Meilenstein auf dem Weg zum Altenzentrum-Neubau war dann der Beschluss des Gemeinderates in der Sitzung vom 25. Juni 1970. Einstimmig votierten die Gemeinderäte für den Bau eines neuen Altersheimes, einer Pflegestation und Altenwohnungen. Aufgrund der vermeintlichen Verfügbarkeit von Landesmitteln empfahl die Liegenschaftskommission „so schnell wie möglich mit dem Bauen zu beginnen“.²⁵

In den folgenden Monaten trat der Vorstand in intensiven Kontakt mit dem städtischen Sozialamt sowie dem Hessischen Innen- und Sozialministerium in Wiesbaden. Der Antrag auf Wohnungsbauförderung – die Altenwohnungen an der Gagernstraße wurden als Sozialwohnungen geplant – ging im November 1970 an das Sozialministerium. Der von den Architekten Guttmann und Heil erstellte Finanzierungsplan rechnete mit einem Landeszuschuss über acht Mio. DM bei Gesamtkosten von 20 Mio. DM.²⁶ Gemeindedirektor Israel Kornat schrieb am 15. Dezember im Auftrag des Vorstandes an das Hessische Innenministerium: „Unser Altersheim, das vor dem II. Weltkrieg als Krankenhaus diente, wurde bereits um



Abb. 23: Purimfeier mit einer Darbietung von Heimbewohnerinnen; darunter Lotte Bloch sel. A., Betty Aschenbach sel. A. und Grete Bäuml sel. A., 1972.



Abb. 24: Matinee des Gesangvereins „Frohsinn“ im Garten des Altenheims, 1973.

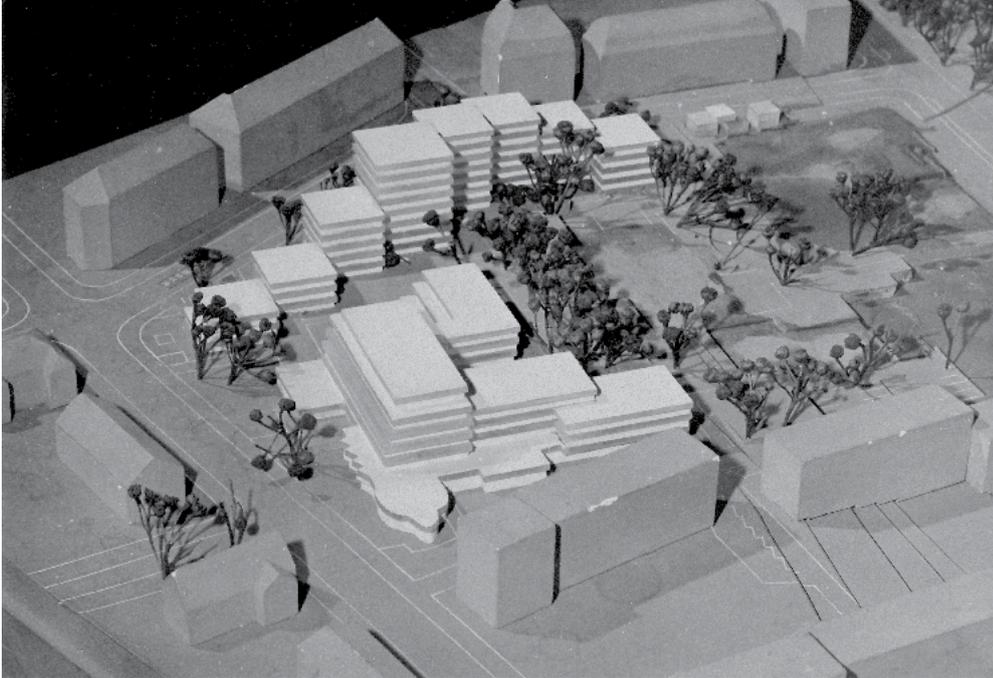


Abb. 25: Modell des neuen Altenzentrums der Architekten Guttmann & Heil, um 1970.

die Jahrhundertwende erbaut. Es ist unzureichend, unrentabel und entspricht nicht mehr den heutigen Anforderungen. Es fehlt ausserdem eine Pflegestation. (...) Aus dem Dargelegten ergibt sich die besondere Dringlichkeit unseres Bauvorhabens, mit dem wir so schnell wie möglich beginnen wollen.“²⁷

Doch die Dringlichkeit des Bauprojekts wurde von den Ministerien in Wiesbaden anders beurteilt. Der Hessische Sozialminister Horst Schmidt (SPD) teilte im Januar 1971 mit, dass durch Verfügung des Finanzministeriums keine Zuschüsse genehmigt werden. Die Landesregierung befand sich in finanzieller Schieflage. Der damalige Frankfurter Oberbürgermeister Walter Möller (SPD) sicherte dem Vorstand der Jüdischen Gemeinde zwar die volle Unterstützung zu;²⁸ doch auch die Stadt konnte bei den Ministerien keine Zugeständnisse erwirken.

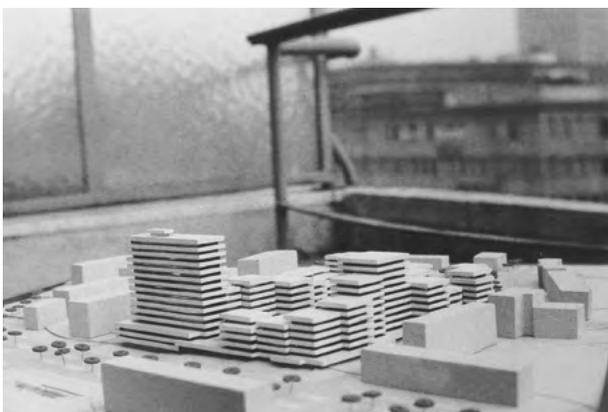


Abb. 26: Nicht-realisiertes Entwurf für das neue Altenzentrum, Architekten-Wettbewerb im Dezember 1966.

Anlässlich einer Besprechung des Vorstands der Jüdischen Gemeinde mit Stadtrat Ernst Gerhardt (CDU) schlug dieser folgendes Vorgehen vor: Aufgrund der Finanznot der Landesregierung müsste auf Bundesmittel zurückgegriffen werden. Des Weiteren solle der Neubau des Altenheimes in mehrere Teilabschnitte aufgliedert werden;²⁹ nur so könne die Gemeinde mit dem Bau der Pflegestation beginnen und bei verbesserter Haushaltslage mit Altenheim und Altenwohnungen fortfahren. Dieser neue und unerwartete Vorschlag löste bei den Vertretern der Gemeinde große Frustration aus. Martin Gur-Guttmann und Jakob Rozenwajg, die ab den Gemeinderatswahlen im Januar 1971 Vorstandsmitglieder waren, ließen ihrem Unmut in einem Schreiben an Oberbürgermeister Möller freien Lauf: „Es nutzt uns in keiner Weise, wenn die Vertreter der Stadt Frankfurt bei offiziellen Anlässen von der Verantwortung gegenüber den wenigen, aus dem Massaker übriggebliebenen jüdischen Bürgern und von den guten alten Traditionen des Frankfurter Judentums und seiner Verdienste um die Stadt Frankfurt sprechen, jetzt aber, wo es darauf ankommt, den alten und sozial schwächeren jüdischen Bürgern eine menschenwürdige Heimstätte für ihren Lebensabend zu schaffen, dieser Verantwortung aus dem Wege gehen.“³⁰ Möller konnte auf dieses Schreiben nicht mehr reagieren, da er wenige Tage später an einem Herzinfarkt verstarb. Die kommissarische Vertretung übernahm daraufhin Wilhelm Fay (CDU). In einem Schreiben drückte Fay sein Bedauern darüber aus, „daß das seit langem geplante Bauvorhaben Ihrer Gemeinde im entscheidenden Stadium nun in eine Phase größter Finanznot unserer Haushalte geraten ist“.³¹



Abb. 27: Übersicht über die drei Bauabschnitte an Gagerstraße und Bornheimer Landwehr.

Die Aufgliederung des Gesamtprojekts in Einzelbauabschnitte wurde nun alternativlos. In einer Besprechung mit dem Leiter des städtischen Sozialamtes im April 1972 erhielt der Gemeindevorstand eine noch unverbindliche Zusage über die Mittelbewilligung durch das Hessische Sozialministerium. Von den Baukosten für den I. Bauabschnitt in Höhe von 3,4 Millionen DM sollten 1,5 Mio. durch den Zuschuss des Sozialministeriums gedeckt werden; weitere 900.000 DM würden als Landesbaudarlehen vom Hessischen Innenministerium kommen.³²

Unterdessen hatte die Stadt Frankfurt das Bauprojekt Gagerstraße für das Haushaltsjahr 1973 als „vordringlich“ eingestuft. Wegen der seit 1971 andauernden Haushaltssperre könne das Sozialministerium einen

Baubeginn im Jahr 1973 jedoch nicht garantieren, wie aus einem Schreiben des Sozialministers hervorgeht.³³ Am 16. Februar 1973 war es dann endlich so weit. Sozialminister Horst Schmidt gab grünes Licht und bewilligte den Landeszuschuss über 1,5 Mio. DM.³⁴ Vier Wochen später, am 15. März 1973, rückten die Bagger an. Zum Zeitpunkt des Spatenstichs amtierte bereits der neue Vorstand. Bei den Gemeinderatswahlen vom 4. März 1973 hatte Ignaz Lipinski mit überragender Stimmenmehrheit gewonnen. Gemeinsam mit Jakob Wolf und Hans Meyer bestimmte Lipinski nun wieder die Geschicke der Gemeinde und konnte das Projekt finalisieren, welches er 1965 initiiert hatte.

Am 19. Juni 1973 fand die feierliche Grundsteinlegung für das zukünftige Altenzentrum statt. Anwesend

Rosa Rothschild, geb. Eckstein sel. A. (1900–1980)

Rosa Rothschild wurde am 28. Mai 1900 in Hlohovec (Ungarn) geboren. Sie erlernte den Beruf der Kosmetikerin. Mit ihrem Ehemann Salomon Rothschild hatte sie drei Kinder. Salomon Rothschild leitete eine koschere Teigwarenfabrik in Frankfurt. Die Familie wohnte bis in die Jahre der nationalsozialistischen Verfolgung an der Obermainanlage; 1935 Emigration nach Ungarn. Der Ehemann und der älteste Sohn Edwin wurden in das Arbeitslager Kittlitztreben, einem Außenlager des Konzentrationslagers Groß-Rosen, verschleppt, wo Salomon Rothschild ermordet

wurde. Edwin Rothschild starb nach der Befreiung an den Folgen der Haft. Die 1925 geborene Tochter und der 1929 geborene Sohn überlebten die Schoa.

Rosa Rothschild überlebte das Internierungslager Garany, das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz und das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück. Sie kehrte 1950 nach Frankfurt zurück und übernahm die Leitung des Altenheims an der Gagerstraße. Später lebte sie in Tel Aviv und Haifa. Rosa Rothschild starb am 30. September 1980 in Haifa.



Abb. 28: Rosa Rothschild



Abb. 29: Grundsteinlegung an der Bornheimer Landwehr, 19. Juni 1973. Im Bild u.a.: Architekt Hermann Zvi Guttman, Heimleiter Alfred Jachmann, Rabbiner Sigmund Szobel sowie die Gemeindevorstände Emil Sekel, Jakob Wolf und Ignaz Lipinski (verdeckt).



Abb. 30: Gemeindedirektor Israel Kornat (links) und Heimleiter Alfred Jachmann mit Urkunde zur Grundsteinlegung, Juni 1973.

waren unter anderem der Hessische Innenminister Hanns-Heinz Bielefeld (FDP), Stadtdekan Walter Adlhoeh, Pfarrer Hans Brehm sowie Vertreter der Stadt Frankfurt. Jakob Wolf verlas die Pergament-Urkunde, welche zur Grundsteinlegung in doppelter Ausfertigung angefertigt worden war. Der Urkundentext erinnert an die Jahre 1914 bis 1942, als auf dem Areal das Krankenhaus der Israelitischen Gemeinde gestanden hatte, und an die schweren Jahre nach der Schoa, als in der Gagerstraße die Überlebenden des nationalsozialistischen Massenmords eine provisorische Zufluchtsstätte fanden. Das Dokument endet mit dem Spruch aus dem Buch der Psalmen: „Gib uns nicht Preis in

den Tagen unseres Alters.“³⁵ Er formuliert zugleich Auftrag und Anspruch jüdischer Altenpflege.

Eine Ausfertigung der Urkunde wurde gemeinsam mit Ausgaben des Frankfurter Jüdischen Gemeindeblatts, israelischen und deutschen Münzen in eine Kupferrolle gegeben und in den Grundstein einbetoniert. Ikonisch geworden ist das Bild des Fotografen Kurt Weiner, auf dem Architekt Hermann Zvi Guttman mit stolzerfülltem Blick die Kupferrolle in den Händen hält. Eine zweite Ausfertigung der Pergament-Urkunde wurde eingerahmt und hängt bis heute im Altenzentrum. Über den gemütlichen Teil des Festes schrieb das Jüdische



Abb. 31:
Alfred Jachmann

Alfred Jachmann sel. A. (1927–2002)

Alfred Jachmann wurde 1927 in Arnswalde (Provinz Brandenburg) geboren. Dort wuchs er in einer jüdischen Familie auf. 1943 verschleppten die Nationalsozialisten die Familie in das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz, wo Mutter und Schwester ermordet wurden. Alfred Jachmann und sein Vater Leopold mussten Zwangsarbeit bei der I.G. Farben AG im Lager Buna-Monowitz leisten; der Vater wurde in Auschwitz-Birkenau ermordet.

Alfred Jachmann wurde 1945 auf einen Todesmarsch gezwungen und durch die Rote Armee befreit. Nach seiner Genesung kam er im

November 1945 nach Berlin. Hier begann er eine Ausbildung als Koch. Bei der Arbeit lernte er seine spätere Ehefrau Margrit Silberstein kennen. 1947 heirateten beide, bald darauf wurde ihr Sohn Max geboren. Bis 1960 war Jachmann in Berlin als Wirtschaftsleiter des Jüdischen Krankenhauses an der Iranischen Straße beschäftigt. 1961, mit 34 Jahren, übernahm er in Frankfurt die Leitung des Altenzentrums. Über drei Jahrzehnte prägte er den Alltag im Heim, dessen Bewohnerinnen und Bewohner er immer als Familie betrachtet hatte. Alfred Jachmann verstarb 2002 und wurde auf dem Neuen Jüdischen Friedhof beigesetzt.

Gemeindeblatt: „Im Anschluss an die offizielle Feier wurde für die Bewohner des Altenheimes ein Gartenfest arrangiert. Bei strahlendem Sonnenschein wurde im lampionengeschmückten Kaffeegarten des Hauses Kaffee, Kuchen und Eis serviert. Kapelle Dahrens sorgte, wie bei vielen Anlässen, mit ihrem gut sortierten musikalischen Repertoire für die richtige Stimmung.“³⁶

Doch für den Vorstand ging die Arbeit weiter. Der Baubeginn bezog sich auf den ersten Bauabschnitt mit Pflegeheim, Altersheim-Teilbau, Hauptküche und Festsaal. Für die Bauabschnitte II und III – Altersheim-Hauptbau und Altenwohnanlage – mussten die Zuschüsse beantragt und Vorbereitungen getroffen werden. Allein 1973 wurde laut Ignaz Lipinski mit 80 Baufirmen und Handwerkern verhandelt und 28 Verträge mit einzelnen Gewerken abgeschlossen.³⁷ Eine besonders erfreuliche Spende erreichte die Jüdische Gemeinde von den Marienschwestern aus Darmstadt-Eberstadt. Schon seit vielen Jahren kam die evangelische Schwesternschaft regelmäßig zu Besuch in die Bornheimer Landwehr. Umgekehrt fuhr Heimleiter Jachmann regelmäßig mit den Seniorinnen und



Abb. 32: Hauptgebäude des Altenzentrums nach der Fertigstellung im Dezember 1974.

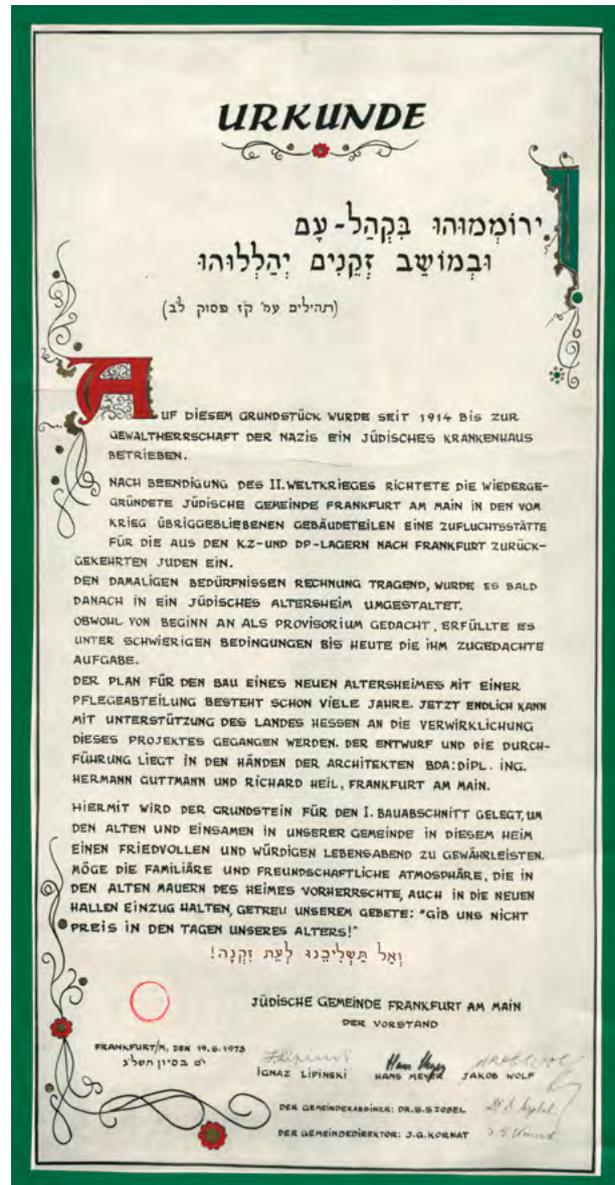


Abb. 33: Urkunde zur Grundsteinlegung mit Unterschriften von Ignaz Lipinski, Hans Meyer und Jakob Wolf, 1973.

Senioren zur Ordenssiedlung nach Eberstadt. Gemeindefdirektor Israel Kornat zeigte sich anlässlich der Überreichung der Spende für das Altenzentrum beeindruckt von der „tiefen Verbundenheit der Marienschwestern mit dem jüdischen Volk und mit dem Land und dem Staat Israel“.³⁸

An Chanukka 1974 konnte der erste Bauabschnitt feierlich eingeweiht werden. Vertreter des Landes Hessen, der Stadt Frankfurt und des Zentralrates der Juden in



Abb. 34: Sommerfest des Altenheims im August 1974.



Abb. 35: Die Kapelle Dahrens bei einem ihrer zahlreichen Auftritte im Altenheim, undatiert.

Deutschland waren anwesend, als Gemeinderabbiner Sigmund Szobel eine historische Mesusa im Festsaal des neuen Altenheims anbrachte. Es handelte sich dabei um eine Schriftkapsel, die ab der Eröffnung der urologischen Abteilung des Israelitischen Krankenhauses im Rundbau ihren Dienst getan hatte.³⁹ Staatssekretär Adolf Philippi (SPD) drückte seine Zuversicht hinsichtlich der Finanzierung und Bezuschussung der weiteren Bauabschnitte aus. Im Anschluss leiteten Oberkantor Shlomo Reiss und der Kinderchor zur Chanukka-Feier über.

In einem mit „Gestern Alters- und Siechenheim – heute Altenzentrum“ betitelten Artikel reflektierte Ignaz Lipinski verschiedene Aspekte der jüdischen Altenpflege nach der Schoa. Einführend formuliert er den Sachverhalt, dass die Mehrzahl der Überlebenden ihre Angehörigen während des Holocausts verloren haben: „Eines der schwerwiegendsten Probleme, mit dem der ältere Mensch konfrontiert wird, ist das Alleinsein, die Vereinsamung. Die Mehrzahl der älteren Menschen, und das

trifft auch ganz besonders für unsere Gemeindemitglieder zu, sind ohne Familie und ohne Angehörige geblieben.“⁴⁰ Diesem Umstand Rechnung zu tragen, den Bewohnerinnen und Bewohnern des Altenzentrums Geborgenheit und eine familiäre Atmosphäre zu bieten, war das Ziel Lipinskis. Er selbst hatte den Holocaust in polnischen Wäldern und im Budapester Untergrund überlebt. Lipinski war vertraut mit den Sorgen und Nöten der Heimbewohner: „Wenn man wie ich einer Generation angehört, die durch bitterstes Leid gegangen ist, sind einem die seelischen Nöte der Brüder und Schwestern, Vereinsamung und Traurigkeit, nicht fremd.“⁴¹

Im April 1975 begannen dann bereits die Arbeiten für den zweiten und dritten Bauabschnitt. Zuschüsse kamen vom Hessischen Sozialministerium und vom Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit. Das Hessische Innenministerium stellte ein zinsloses Darlehen aus Mitteln des sozialen Wohnungsbaus zur Verfügung.⁴²



Abb. 36: Ignaz Lipinski

Ignaz Lipinski sel. A. (1907–1979)

Ignaz Lipinski wurde am 2. Februar 1907 in Kossow (Ostgalizien) geboren. Dort besuchte er die Talmud-Thora-Schule. Nach dem Schulabschluss machte sich Lipinski selbstständig in der Herstellung von Teppichen. In den 1930er Jahren verfügte seine Manufaktur über 40 Webstühle und beschäftigte 80 Arbeiterinnen und Arbeiter. Im Oktober 1941 überfielen Soldaten der deutschen Wehrmacht die Stadt Kossow. Ein Jahr lang überlebte Lipinski mit seinem Sohn Jan und weiteren Angehörigen in den umliegenden Wäldern. Seine Ehefrau Rachel und sein Sohn Emanuel hingegen wurden von den Nationalsozialisten ermordet. 1943 gelang Angehörigen der Familie die Flucht nach Ungarn. Dort rettete

Ignaz Lipinski Kinder aus einem jüdischen Waisenheim vor der Deportation und organisierte Verstecke für die jungen Menschen.

Nach der Befreiung 1945 heiratete Lipinski Bela Wanda Eisenstein. 1952 zog er nach Frankfurt, wo er ein Import-Export-Unternehmen gründete. Ab 1964 engagierte er sich in der Jüdischen Gemeinde, war Mitglied des Gemeinderates und zeitweise auch im Vorstand. Lipinski setzte sich in seiner Arbeit als Gemeindevorsitzender zwischen 1973 und 1978 für den Bau des neuen Altenheims ein. Die Einweihung erlebte er noch. Ignaz Lipinski starb am 6. Januar 1979. Er wurde auf dem Neuen Jüdischen Friedhof beigesetzt.



Abb. 37: Oberbürgermeister Rudi Arndt zu Besuch im Altenzentrum, 1976 (v.l.n.r.: Sigmund Szobel, Jakob Wolf, Alfred Jachmann, OB Rudi Arndt, Ignaz Lipinski und Hermann Zvi Guttmann).

Der Magistrat der Stadt Frankfurt beschloss die Vergabe eines Wohnungsbaudarlehens in Höhe von 1.753.000 DM für den dritten Bauabschnitt.⁴³ In den folgenden zweieinhalb Jahren sollten nun das Hauptgebäude des Altenheims mit 102 Bettplätzen, das Rehabilitationszentrum mit Bewegungsbad, die Altenwohnanlage mit 121 Wohneinheiten sowie ein Betsaal für die Bewohnerinnen und Bewohner errichtet werden. Angesichts der planerischen Dimensionen des neuen Altenzentrums kamen bei Verwaltungsdirektor Israel Kornat Zweifel auf. Im Protokoll der Gemeinderatssitzung vom 13. Mai 1975 ist über einen Redebeitrag Kornats Folgendes vermerkt worden: „Er könne sich jedoch des Eindruckes nicht verwehren, sich finanziell mit diesem Projekt übernommen zu haben und von dem Vergleich nicht freimachen, als habe man einen Mercedes 450 erworben, jedoch Benzin nur für einen VW-Käfer.“⁴⁴ Wie die Aufstockungen und Erweiterungsbauten der 1980er Jahre zeigen sollten, waren die Bedenken Kornats jedoch unbegründet.

Soziales und kulturelles Leben im Altenzentrum

Unterdessen entfaltete sich im Altenzentrum ein abwechslungsreiches kulturelles Leben. Heimdezernent Lipinski formulierte das neue Paradigma der Altenpflege: „Die heutigen Altenzentren sind keine Wartesäle zum

Sterben, sondern Stätten des lebendigen Lebens älterer Bürger.“⁴⁵ So organisierte etwa Heimbewohner Julian Federbusch ein „Wintersemester für jüdische Kulturstudien“, an dem auch Gemeindemitglieder teilnahmen, die nicht im Altenzentrum wohnten. Besonders beliebt waren Konzerte, die regelmäßig im Festsaal stattfanden. Das rumänische Orchester Nicusor-Predesch gastierte ebenso an der Bornheimer Landwehr wie Lucie Eger mit ihren jüdischen Volksliedern. Bereits vor Eröffnung des Neubaus kam regelmäßig der Berliner Oberkantor Estrongo Nachama zu Besuch und begeisterte die Bewohner mit seinem synagogalen Gesang. Nachama verband eine lebenslange Freundschaft mit Alfred Jachmann.

Ab 1971 verfügte das Heim über einen Schallplattenspieler, der rege genutzt wurde. Magdalena Robitscher-Hahn und Herr Edelstein erhielten von Heimleiter Jachmann ein Budget von 500 DM für den Ankauf von Schallplatten. Die Schallplattenkonzerte fanden jeden zweiten Dienstag statt. Zum Schallplatten-Komitee gesellte sich auch der Heimbewohner Werner Leipziger, der das „Konzertunternehmen“ finanziell und ideell unterstützte. Nach einem Jahr zählte die Sammlung bereits über 100 Schallplatten: „Von Bruno Walter, Rudolf Serkin, David Oistrach, Ludwig Aschkenasy, Nathan Milstein, Jehudi Menuhin u. a. bis zu den Jüngsten, wie Daniel Barenboim – wir haben sie alle in unserer schönen, einjährigen Plattensammlung!“⁴⁶



Abb. 38: Oberbürgermeister Rudi Arndt gratuliert Heimbewohnerin Frieda Eberlein sel. A. zum 90. Geburtstag, 1976.

Ebenfalls im Jahr 1971 war der Freundschaftsclub des Altenheims gegründet worden. Besonders aktiv war hier die gebürtige Berlinerin Lotte Bloch, die „Stimmungskanone“ Ignaz Eisen und Betty Aschenbach, die sich regelmäßig als „Paulinchen“ kostümierte. Organisiert wurden Ausflüge, Filmvorführungen, aber auch das Programm an den Feiertagen, insbesondere an Purim und Chanukka. Unter Leitung von Ignaz Eisen und Grete Bäuml entstand ein Heimchor, dessen sechs Mitglieder insgesamt 463 Lebensjahre repräsentier-

ten.⁴⁷ Zum „Inventar“ des Altenheims gehörte auch die Kapelle Dahrens, die jiddische und hebräische Lieder, aber auch die aus dem Radio bekannten Evergreens spielten. Über fast drei Jahrzehnte sorgte diese „Hauskapelle“ für gute Laune und Schunkelstimmung.

An Chanukka 1976 besuchte Oberbürgermeister Rudi Arndt (SPD) das Altenzentrum. In seiner Rede ging er unter anderem auf die unzureichende „Wiedergutmachung“ der Nachkriegsjahre ein. In Bezug auf die neunhundertjährige Präsenz von Juden in Frankfurt betonte Arndt die Verdienste der jüdischen Bürgerinnen und Bürger für ihre Heimatstadt. Abschließend bedankte sich der Oberbürgermeister bei den Altenheimbewohnern für die Treue, die sie Frankfurt gegenüber bewiesen. Vorstandsmitglied Jakob Wolf, der bereits vor der NS-Zeit in Frankfurt gelebt hatte, überreichte Arndt eine Nachbildung des historischen Gemeindegiebelns.

Im Sommer 1977 konnte das Rehabilitationszentrum im Untergeschoss des Altenzentrums eröffnet werden. Ein großes Bewegungsbad, Räume für Ergo-Therapie und medizinische Gymnastik standen nun für die Heimbewohner, aber auch für Gemeindeglieder und Bewohner des Stadtteils zur Verfügung: „Es werden verabreicht: Sämtliche medizinische Bäder mit an-



Abb. 39: Hermann Zvi Guttman

Hermann Zvi Guttman sel. A. (1917–1977)

Hermann Zvi Guttman wurde 1917 in Bielitz (heute: Bielsko-Biala) geboren, das damals zu Österreich-Ungarn gehörte. Er wuchs in einer strenggläubigen, deutschsprachigen Familie auf. Nach dem Abitur studierte Guttman Philosophie und Germanistik an der Jagellionen-Universität in Krakau. Nach Beginn des Zweiten Weltkrieges floh er in das sowjetisch verwaltete Lwiv (Ukraine). Hermann Guttman, seine Eltern und seine Schwester wurden von den Sowjets in ein Arbeitslager nach Sibirien verschleppt. Er überlebte und kehrte 1945 nach Lwiv zurück.

Nach dem Zweiten Weltkrieg ging Guttman zunächst nach München, wo er Architektur studierte. Gemeinsam mit seiner Ehefrau, der Kinderärztin Gitta Torenberg, Umzug nach Frankfurt; Geburt der Tochter Rosa. Guttman war stets im Gemeinderat aktiv, zeitweise fungierte er als Präsident der Frankfurt-Loge des Unabhängigen Ordens B'nai B'rith. Als Architekt verwirklichte er Synagogen und Gemeindehäuser in ganz Deutschland. In Frankfurt entwarf er das Altenzentrum mit Betsaal. Die Atereth-Zvi-Synagoge wurde postum nach ihm benannt. Hermann Zvi Guttman starb am 23. Juni 1977 im Alter von 59 Jahren und wurde auf seinen Wunsch in Israel beigesetzt.

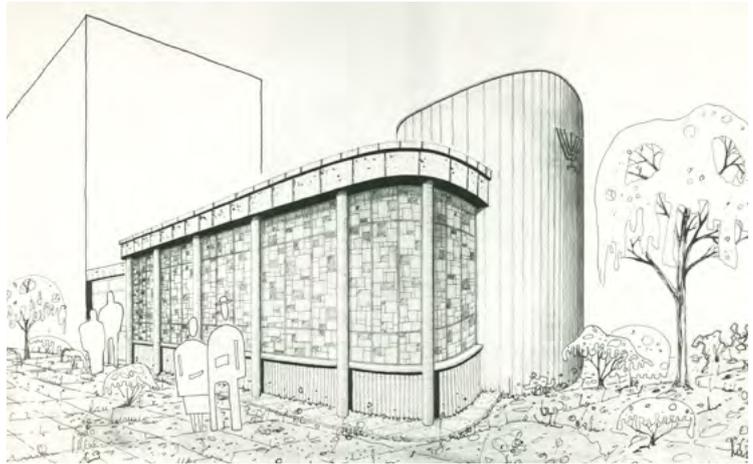


Abb. 40: Ansicht der von Hermann Zvi Guttman entworfenen Synagoge, undatiert.

schließender Ruhe; Fango – Unterwassermassage, Behandlungen im Bewegungsbad mit Hebekran, Bewegungstherapie im Wasser; Solarium, Höhensonne, Kurzwelle, Heißluft, Rotlicht usw.⁴⁸ Für die Beaufsichtigung des Badebetriebs wurde die Bademeisterin Marie-Luise Schmidt eingestellt.

Fertigstellung und Einweihung der Atereth-Zvi-Synagoge

Am 23. Juni 1977 verstarb völlig unerwartet im Alter von 59 Jahren Hermann Zvi Guttman. Neben Ignaz Lipinski war er der Spiritus Rector des Altenzentrums. Ab dem Architektenwettbewerb 1966 hatte er alle Höhen und Tiefen bei der Realisierung des Mega-Projekts durchlaufen und es maßgeblich gestaltet. Nun konnte er die Fertigstellung der Synagoge, seines Opus magnum, nicht mehr miterleben. Noch auf dem Krankenbett hatte Guttman Natursteine und Hölzer für den Ausbau der Synagoge des Altenzentrums ausgewählt.⁴⁹ Der Gemeinderat beschloss in seiner Sitzung vom 30. August 1977 die Synagoge nach Guttman zu benennen.⁵⁰

Die feierliche Einweihung der Atereth-Zvi-Synagoge fand am 14. März 1978 statt. Nach dem Einheben der Tora-Rollen in die heilige Lade folgte der Segensspruch von Rabbiner Szobel. Dabei wählte er dieselbe Bracha wie Rabbiner Salomon Breuer bei der Einweihung der Synagoge an der Friedberger Anlage siebenzig Jahre zuvor: „Gelobt seiest du, Ewiger, unser G'tt, König der Welt, der gut ist und Gutes veranläßt (sic!).“⁵¹ Werner Nachmann, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, wies darauf hin, dass 40 Jahre nach der Reichspogromnacht neue Synagogen nur im Vertrauen auf die demokratische Entwicklung Deutschlands gebaut werden könnten. Anwesend waren auch der

Hessische Wirtschaftsminister Heinz Herbert Karry (FDP), Bürgermeister Martin Berg, Stadtverordnetenvorsteher Hans-Ulrich Korenke, Stadtdekan Walter Adlhoch und Propst Dieter Trautwein. Abschließend wurde eine marmorne Gedenktafel in memoriam Hermann Zvi Guttmans unter Anwesenheit der Witwe Gitta Guttman im Eingangsbereich des Betsaals eingeweiht. Mit der Eröffnung der Synagoge war das Altenzentrum nun nach rund fünf Jahren Bauzeit in Gänze fertiggestellt. Mit Gesamtkosten von annähernd 25 Mio. DM war es das bis dato größte Bauprojekt der Jüdischen Gemeinde Frankfurt nach 1945.

Am 6. Januar 1979 verstarb Ignaz Lipinski im Alter von 72 Jahren. Erst im Vorjahr hatte Lipinski das Bundesverdienstkreuz erhalten. Im Rahmen eines Festaktes wurde am 3. Februar 1980 der Große Saal des Altenzentrums in Ignaz-Lipinski-Saal umbenannt. Heim-



Abb. 41: Feierliche Einweihung der Atereth-Zvi-Synagoge am 14. März 1978; Ignaz Lipinski und Jakob Wolf mit den Tora-Rollen.



Abb. 42: Gottesdienst in der Atheret-Zvi-Synagoge, 1985 (im Bild u.a.: Hermann Alter, Werner Nachmann, Max Willner, Ernst Gerhardt und Ignatz Bubis).

dezernentin Ilsa Bechhofer und die Bewohnerin Amalia Freudenthal enthüllten feierlich eine Gedenktafel für Ignaz Lipinski, die bis heute dort angebracht ist. Stadtrat Ernst Gerhardt würdigte insbesondere den Heldennut Lipinski: „So müssen früher Helden ausgesehen haben, die in der Stunde der Gefahr, unter Bedrohung des eigenen Lebens andere gerettet haben.“⁵² Gerhardt erinnerte damit an eine Rettungsaktion im Jahr 1944, bei der Lipinski etwa 65 jüdische Kinder aus einem Internat in der Nähe von Budapest retten und bei ungarischen Familien unterbringen konnte.⁵³

In Erinnerung an ihren verstorbenen Mann spendete Wanda Lipinski einen Sefer Tora für die Atereth-Zvi-Synagoge. Bei der feierlichen Einweihung am 18. Mai 1980 war es Jan Lipinski, der Sohn von Wanda und Ignaz Lipinski, der die Tora-Rolle in die vollbesetzte Synagoge trug. Religionslehrer und Kantor Schmuel

Daum hatte die Tora-Rolle in Israel gekauft und fügte nun die letzten 46 Buchstaben handschriftlich ein. In seiner Festrede betonte Rabbiner Szobel, dass Ignaz Lipinski wie kein Zweiter die Mizwa der Nächstenliebe, wie sie in der Tora geschrieben steht, erfüllt hatte. Vorstandmitglied Jakob Wolf spendete einen silbernen Torazeiger mit einer Inschrift in Erinnerungen an seinen langjährigen Weggefährten.⁵⁴

Erweiterungsbauten und Ende der Ära Jachmann

Nach Fertigstellung des ersten Bauabschnitts im Frühjahr 1975 hatte der damalige Verwaltungsdirektor Israel Kornat Bedenken geäußert, das neue Altenzentrum sei in Relation zur Größe der Gemeinde überdimensioniert. Doch wie sah es nun nach Fertigstellung des Gesamt-



Abb. 43: Ignatz Bubis

Ignatz Bubis sel. A. (1927–1999)

Ignatz Bubis wurde 1927 in Breslau geboren. Der Vater Jehoshua Bubis war Angestellter einer Schifffahrtsgesellschaft, die Mutter Hannah Bubis, geb. Bronsiegel, Hausfrau. Ignatz war das jüngste von sieben Kindern. Umzug der Familie 1935 in das polnische Städtchen Dęblin. Die Mutter starb 1940 an Krebs. Sämtliche Familienmitglieder von Ignatz Bubis wurden in der Schoa ermordet. Er selbst überlebte das Getto von Dęblin und musste ab 1944 Zwangsarbeit in Częstochowa leisten. Das Lager wurde im Januar 1945 von Soldaten der Roten Armee befreit.

Ignatz Bubis heiratete 1953 Ida Rosenmann. Die Eheleute ließen sich 1956 in Frankfurt nieder. Geburt der Tochter Naomi im Jahr 1963. In Frankfurt machte sich Bubis als Immobilienkaufmann selbstständig. Ab 1965 war er im Gemeinderat und im Vorstand der Jüdischen Gemeinde Frankfurt aktiv. Als Dezernent für das Altenheim und Dezernent für Liegenschaften trieb er das Neubau-Projekt an der Bornheimer Landwehr maßgeblich voran. Von 1992 bis 1999 war Ignatz Bubis Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland. Er verstarb am 13. August 1999 und wurde auf seinen Wunsch in Tel Aviv beigesetzt.



Abb. 44: Alfred Jachmann und Bewohner des Altenzentrums bilden einen Minjan, 1979.

komplexes mit der Auslastung aus? In der Rosch-Haschanah-Ausgabe des Gemeindeblatts konnte man im Spätsommer 1981 lesen: „Leider hat sich herausgestellt, daß das Pflegeheim überlastet und überfüllt ist.“⁵⁵ So hatten Gemeinderat und Vorstand bereits im Frühjahr 1981 die Aufstockung des Pflegeheims um neun Bettplätze beschlossen. Nach Abschluss der Bauarbeiten im Januar 1982 konnten nun bis zu 52 Pflegebedürftige in 34 Zimmern aufgenommen werden. Wenige Monate später beschloss der Gemeinderat „um den großen Andrang und Wartezeiten zu verkürzen“⁵⁶ eine Erweiterung des Altenzentrums. Der Neubau-Trakt konnte im März 1987 eingeweiht werden. Entstanden waren 30 Zimmer jeweils mit Dusche, WC und Loggia ausgestattet. Die drei Etagen verfügen über Stationsküchen, die den rituellen Vorschriften entsprechen. Gemütliche Sitzecken laden „zum Plausch an kühlen und kalten Tagen“ ein.⁵⁷

Die Phase der Modernisierung der Altenpflege der Jüdischen Gemeinde Frankfurt, welche mit dem 1987 fertiggestellten Erweiterungsbau zum Abschluss kam, war maßgeblich von Heimleiter Alfred Jachmann geprägt gewesen. Von 1961 bis 1995 hatte er das Alten- und Pflegeheim weit über 30 Jahre lang geleitet. Im Februar 1995 wurde Jachmann bei einem G'ttesdienst mit anschließendem Kiddusch in den Ruhestand verabschiedet.⁵⁸ Wenige Wochen später erhielt er das Ehrensiegel in Silber verliehen, die höchste Auszeichnung, die von der Jüdischen Gemeinde Frankfurt vergeben wird. Mit Jachmann ging auch die Generation der Überlebenden. Seine Nachfolger Mordechai Ehrlich und Daniel Schwarz gehörten bereits der Generation der Nachgeborenen an. Drei Jahre nach seiner Pensionierung sagte Jachmann in einem Interview mit der Kultur- und Sozialwissenschaftlerin Susanna Keval im Rückblick auf

seine Jahre als Heimleiter: „Ich habe kein Angestelltenverhältnis mit der Jüdischen Gemeinde gesehen [sic], für mich war es mein Lebensinhalt. Für diesen Lebensinhalt bin ich der Jüdischen Gemeinde dankbar. Das war eine Arbeit, die nach Auschwitz mein Leben lebenswert gemacht hat, neben meiner Familie.“⁵⁹



Abb. 45: Alfred und Margrit Jachmann, 1979.

Anmerkungen

- ¹ Sefer Tehillim/Buch der Psalmen, Psalm 71:9; vgl. Text der Urkunde zur Grundsteinlegung des jüdischen Alten- und Pflegeheims (Fußnote Nr. 35).
- ² Vgl. Aufbau. Published Weekly by the New World Club, Inc., Nr. 17, 27. April 1945, S. 19.
- ³ Vgl. www.shoah-memorial-frankfurt.de (zuletzt abgerufen am 7. Mai 2024); vgl. Monica Kingreen/Volker Eichler, Die Deportation der Juden aus Hessen 1940 bis 1945. Selbstzeugnisse, Fotos, Dokumente, Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen, Wiesbaden 2023, S. 23-210, S. 361-403 und S. 433-440; vgl. Monica Kingreen, Die Großmarkthalle und die gewaltsame Verschleppung der jüdischen Bevölkerung Frankfurts und des Regierungsbezirks Wiesbaden ab 1941 bis 1945, in: Gross, Raphael/Semmelroth, Felix (Hrsg.), Erinnerungsstätte an der Frankfurter Großmarkthalle. Die Deportation der Juden 1941-1945, München u.a. 2016, S. 153-194.
- ⁴ Vgl. Schreiben des Fürsorgeamtes, 13. Mai 1945, Institut für Stadtgeschichte Frankfurt (ISG), Best. A.02.01 Nr. 8972, und Schreiben von Herrn Kubin an den Oberverwaltungsdirktor des Hospitals zum Heiligen Geist, 21. Mai 1945, ISG, Best. H.14.09, Nr. 5149.
- ⁵ Sabine Hock, Frankfurt am Main zur Stunde Null 1945. Zwei Briefe von Walter H. Rothschild, in: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst 63, 1997, S. 535-566, hier S. 555f.; United States Holocaust Memorial Museum, Walter H. Rothschild papers, 1996.A.0088, Series 3.
- ⁶ Fritz Stein, Ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main, in: Mitteilungsblatt der jüdischen Gemeinden und Betreuungsstellen, Nr. 4, 7. Dezember 1945, S. 2.
- ⁷ Ebd.
- ⁸ Vgl. Alon Tauber, Zwischen Kontinuität und Neuanfang. Die Entstehung der jüdischen Nachkriegsgemeinde in Frankfurt am Main 1945-1949, hrsg. von der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen, Wiesbaden 2008, S. 143.
- ⁹ Schreiben des Vorstands der Jüdischen Gemeinde Frankfurt an Oberbürgermeister Walter Kolb, 19. Oktober 1949, ISG, Best. A.51.02 Nr. 3157.
- ¹⁰ Vgl. ISG, Best. A.02.01 Nr. 8972.
- ¹¹ Ebd.
- ¹² Gesicherter und ungestörter Lebensabend, in: Frankfurter Neue Presse, 27. November 1952.
- ¹³ Richtfest für Frankfurter Altersheim, in: Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland, 15. August 1952.
- ¹⁴ Vgl. Alexandra Klei, Jüdisches Bauen in Nachkriegsdeutschland. Der Architekt Hermann Zvi Guttmann, Berlin 2017, S. 126.
- ¹⁵ Interview von Susanna Keval mit Alfred Jachmann, 6. Juli 1998, VHS-Kassette, Archiv des Jüdischen Museums Frankfurt.
- ¹⁶ Alfred Jachmann, Die Entwicklung der Altenpflege in Frankfurt (Interview), in: Georg Heuberger (Hrsg.), „Wer ein Haus baut, will bleiben“. 50 Jahre Jüdische Gemeinde Frankfurt am Main. Anfänge und Gegenwart, Frankfurt am Main 1998, S. 152-156, hier S. 154.
- ¹⁷ Ebd., S. 152.
- ¹⁸ Vgl. Ausschreibung eines engeren Wettbewerbs zur Erlangung von Entwürfen für die Bebauung des Grundstücks Ffm., Gagernstraße 36, 14. Juli 1966, ISG, Best. A.61 Nr. 241.
- ¹⁹ Ebd., Niederschrift über die Besprechung zwischen dem Vorstand der Jüdischen Gemeinde, den Preisrichtern und den Wettbewerbsteilnehmern, 29. August 1966.
- ²⁰ Ebd., Protokoll über die Preisgerichtssitzung für den engeren Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für die Bebauung des Grundstückes Ffm., Gagernstraße 36, 22. Dezember 1966.
- ²¹ Altenheim und 400 Wohnungen, in: Frankfurter Rundschau, 27. Dezember 1966.
- ²² Vgl. Protokoll Nr. 15, Öffentliche Sitzung des Gemeinderates der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am 6. Juli 1967, Zentralarchiv B. 1/13 Nr. 2193.
- ²³ Bericht des Vorstandes, in: Frankfurter Jüdisches Gemeindeblatt, Oktober/November 1968.
- ²⁴ Protokoll über die Sitzung der Liegenschaftskommission, 3. Juli 1969, Zentralarchiv, B. 1/13, Nr. 2193.
- ²⁵ Protokoll Nr. 22 über die 22. Sitzung des Gemeinderates, 25. Juni 1970, Zentralarchiv, B. 1/13, Nr. 2208.
- ²⁶ Vgl. ebd., Antrag auf Wohnungsbauförderung vom 15. November 1970 und Finanzierungsplan, 2. Dezember 1970.
- ²⁷ Schreiben von Israel Kornat an das Ministerium des Innern, 16. Dezember 1970, Zentralarchiv, B. 1/13, Nr. 2204.
- ²⁸ Vgl. Schreiben von Oberbürgermeister Walter Möller an Direktor Kornat, 15. September 1971, Zentralarchiv, B. 1/13, Nr. 2202.
- ²⁹ Vgl. ebd., Besprechung bei Stadtrat Ernst Gerhardt, 27. Oktober 1971.
- ³⁰ Schreiben des Vorstands der Jüdischen Gemeinde Frankfurt an Oberbürgermeister Walter Möller, 5. November 1971, Zentralarchiv, B. 1/13, Nr. 3492.
- ³¹ Schreiben von Wilhelm Fay an den Vorstand der Jüdischen Gemeinde Frankfurt, 21. Dezember 1971, Zentralarchiv, B. 1/13, Nr. 2202.
- ³² Vgl. Besprechung mit Herrn Amtmann See vom Sozialamt der Stadt Ffm., 10. April 1972 im Altersheim, Zentralarchiv, B. 1/13, Nr. 3492.
- ³³ Vgl. Schreiben des Hessischen Sozialministers Horst Schmidt an den Hessischen Wirtschaftsminister Heinz Herbert Karry, 9. November 1972, Zentralarchiv, B. 1/13, Nr. 2206.



Abb. 46: Athereth-Zvi-Synagoge, 1992.

³⁴ Vgl. Bewilligungsbescheid des Hessischen Sozialministers, 16. Februar 1973, Zentralarchiv, B. 1/13, Nr. 2206.

³⁵ Buch der Psalmen/Sefer Tehillim, Psalm 71:9.

³⁶ Frankfurter Jüdisches Gemeindeblatt, Nr. 2, Juli/August 1973, S. 11.

³⁷ Vgl. Frankfurter Jüdisches Gemeindeblatt, Nr. 1, Pessach 1974, S. 4.

³⁸ Ebd., S. 8.

³⁹ Vgl. Unsere Stimme. Organ des Verbandes jüdischer Heimatvertriebener und Flüchtlinge in der Bundesrepublik Deutschland, Nr. 1, 1975, S. 8.

⁴⁰ Frankfurter Jüdisches Gemeindeblatt, Nr. 1, Pessach 1975, S. 13.

⁴¹ Ebd.

⁴² Vgl. Vorstandsbericht, in: Frankfurter Jüdisches Gemeindeblatt, Nr. 2, 1975, S. 9.

⁴³ Magistrats-Beschluß Nr. 1958 vom 10. Oktober 1975, ISG, Best. A.02.01 Nr. 10566.

⁴⁴ Protokoll Nr. 2 über die Sitzung des Gemeinderates der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main, 13. Mai 1975, Zentralarchiv, B. 1/13, Nr. 1866.

⁴⁵ Frankfurter Jüdisches Gemeindeblatt, Nr. 1, Pessach 1975, S. 13.

⁴⁶ Frankfurter Jüdisches Gemeindeblatt, Nr. 2-4, Pessach 1972, S. 20.

⁴⁷ Vgl. Senioren-Zeitschrift, Nr. 1, 1978, S. 15.

⁴⁸ Sophie Remmlinger, „Das Rehabilitationszentrum stellt sich vor“, in: Frankfurter Jüdisches Gemeindeblatt, Nr. 6-10, 1977, S. 7.

⁴⁹ Vgl. Sophie Remmlinger/Klaus Hofmann (Hrsg.), Hermann Zvi Guttman: Vom Tempel zum Gemeindezentrum. Synagogen im Nachkriegsdeutschland, Frankfurt am Main 1989, S. 82.

⁵⁰ Vgl. Zentralarchiv, B. 1/13, Nr. 1866.

⁵¹ Frankfurter Jüdisches Gemeindeblatt, Nr. 1-4, Pessach 1978, S. 3.

⁵² Frankfurter Jüdisches Gemeindeblatt, Nr. 1-2, 1980, S. 6.

⁵³ Vgl. Lebenslauf von Ignaz Lipinski, ISG, S2 Nr. 5634; Ignaz Lipinski, Zwischen Tod und Leben. Erinnerungen von Ignaz Lipinski, Frankfurt am Main 1981 posthum erschienen, S. 57-59.

⁵⁴ Vgl. Frankfurter Jüdisches Gemeindeblatt, Nr. 5-8, 1980, S. 6; vgl. Allgemeine jüdische Wochenzeitung, 27. Juni 1980, S. 11.

⁵⁵ Frankfurter Jüdisches Gemeindeblatt, Nr. 7-9, Rosch Haschanah 1981, S. 22.

⁵⁶ Frankfurter Jüdisches Gemeindeblatt, Nr. 1-4, Pessach 1983, S. 6.

⁵⁷ Sophie Remmlinger, „Hier bin ich nicht mehr einsam“ / Das jüdische Altenzentrum in Frankfurt wurde erweitert, in: Allgemeine jüdische Wochenzeitung, 17. April 1987, S. 11.

⁵⁸ Vgl. Jüdische Gemeindezeitung Frankfurt, Nr. 1, März/April 1995, S. 29.

⁵⁹ Interview von Susanna Keval mit Alfred Jachmann, 10. Juni 1998, VHS-Kassette, Archiv des Jüdischen Museums Frankfurt.





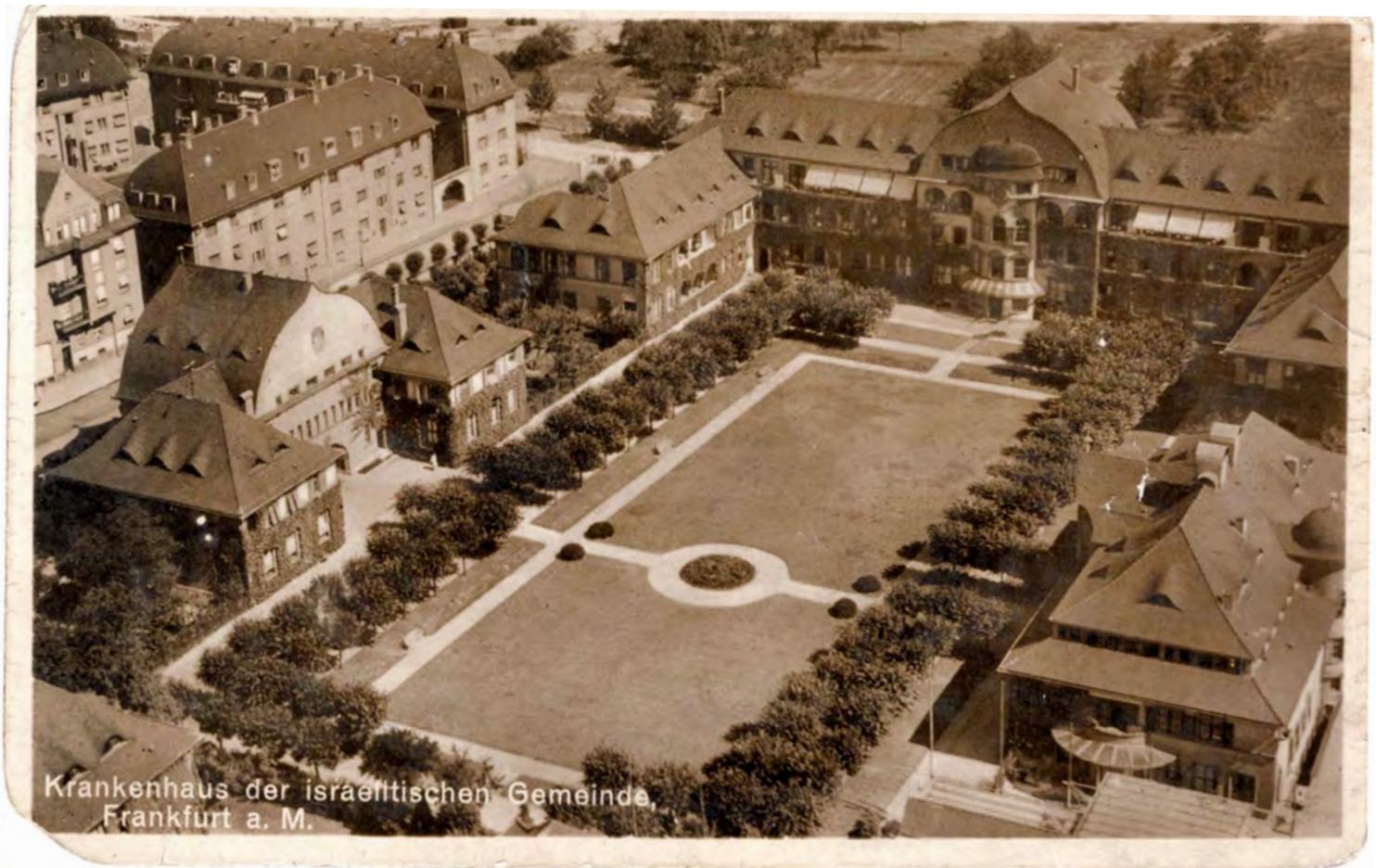


Abb. 47: Luftaufnahme des Krankenhauses der Israelitischen Gemeinde Frankfurt; Perspektive in Richtung Norden, um 1930.

Eine „neue Epoche der jüdischen Krankenpflege unserer Stadt“

Von Birgit Seemann

Das Krankenhaus der Israelitischen Gemeinde Frankfurt am Main (1914–1942)

„Das zwischen 1970 und 1973 abgetragene Krankenhaus der Israelitischen Gemeinde lag im Osten Frankfurts zwischen Saalburgallee, Gagernstraße und Bornheimer Landwehr auf jenem Baugrund, auf dem heute das Israelitische Altenzentrum steht.“¹ Die hochmodern ausgestattete Großklinik war vor der Schoa Teil des Frankfurter Gesundheitswesens und genoss auch bei nichtjüdischen Kranken einen ausgezeichneten Ruf.

Unter der „Dachlandschaft“ ihres beeindruckenden Gebäudeensembles arbeiteten höchst renommierte Ärzte und Oberinnen; es gilt spannende Biografien zu entdecken. In der heutigen Erinnerungskultur ist diese einst überregional angesehene Institution gleichwohl kaum präsent.² Somit behandelt der folgende Überblick eine Leerstelle in der Frankfurter Stadtgeschichte und legt Spuren zu weiteren Forschungen.



Abb. 48: Blick aus der Maximilianstraße auf das Portalgebäude des Israelitischen Krankenhauses, um 1930.



Abb. 49: Einweihung des Krankenhauses der Israelitischen Gemeinde im Mai 1914.

Historie und Architektur

Eine „neue Epoche der jüdischen Krankenpflege unserer Stadt“ verkündete 1914 die Festschrift³ zur Einweihung des modernen Krankenhauses der Frankfurter Israelitischen Gemeinde. Es löste das 1875 errichtete Israelitische Gemeindepital (Königswarterstraße) mit 80 Betten⁴ ab. 1904 beschloss die Gemeinde den Bau einer neuen Klinik mit anfangs 150 Betten in der Gagernstraße 36; benachbart sollte ein neues Schwesternheim des Vereins für jüdische Krankenpflegerinnen mit mindestens 60 Plätzen in der Bornheimer Landwehr 85 entstehen. Hierzu erwarben Gemeinde und Verein die Grundstücke von der Stadt Frankfurt. Den Krankenhausneubau realisierten jüdische Bürgerinnen und Bürger durch hohe Spenden im Gesamtwert von etwa 1.400.000 Mark. Geplant war nach dem „Korridorsystem“ damaliger moderner Klinikarchitektur ein Mehrgeschossbau mit seitlichen Flügeln. Die Ausschreibung für Krankenhaus und Schwesternhaus gewann im November 1909 der aus Liechtenstein stammende Frankfurter Architekt Franz Roeckle (1879–1953).⁵ Als örtlicher Bauleiter, spezialisiert auf die komplexen technischen Einrichtungen und Anlagen, standen ihm der (ebenfalls nichtjüdische) Architekt Fritz Voggenberger⁶ (1884–1924) und als „künstlerischer Mitarbeiter und Atelierchef“ der Architekt Fritz Weiß (Lebensdaten unbekannt) zur Seite.⁷ Was Franz Roeckle betraf, konnte die Israelitische Gemeinde als Auftraggeberin zu dieser Zeit noch nicht ahnen, dass der Gestalter so bedeutender Gebäude wie die Westend-Synagoge⁸ sich später als ein fanatischer Nationalsozialist⁹ erweisen sollte.



Abb. 50: Krankenschwestern im Israelitischen Krankenhaus, um 1930.

Nach Auskunft der Architekten und Ärzte in der Festschrift wurde der Krankenhauskomplex „im Nordosten der Stadt, auf dem höchsten Punkt, zwischen Röderberg¹⁰ und der Vorstadt Bornheim errichtet. Nach Norden wendet sich der Blick von den Krankenhausfenstern aus über angebautes Feld nach dem Lohrberg mit seinen Obstbäumen und Pappeln und nach dem kleinen Röderwald; östlich und südlich erblickt der Beschauer den neuen Volkspark [Ostpark, d. V.], die Hafenanlagen, den Main und die ihn umsäumenden Hügelketten“.¹¹ Auf dem Weg zur Klinik standen den Besuchenden zwei Straßenbahnlinien zur Verfügung. Von der Wittelsbacherallee aus passierten sie über den



Abb. 51: Titel der Festschrift zur Einweihung des neuen Krankenhauses der Israelitischen Gemeinde zu Frankfurt am Main, Verlag Kauffmann, Frankfurt am Main 1914.

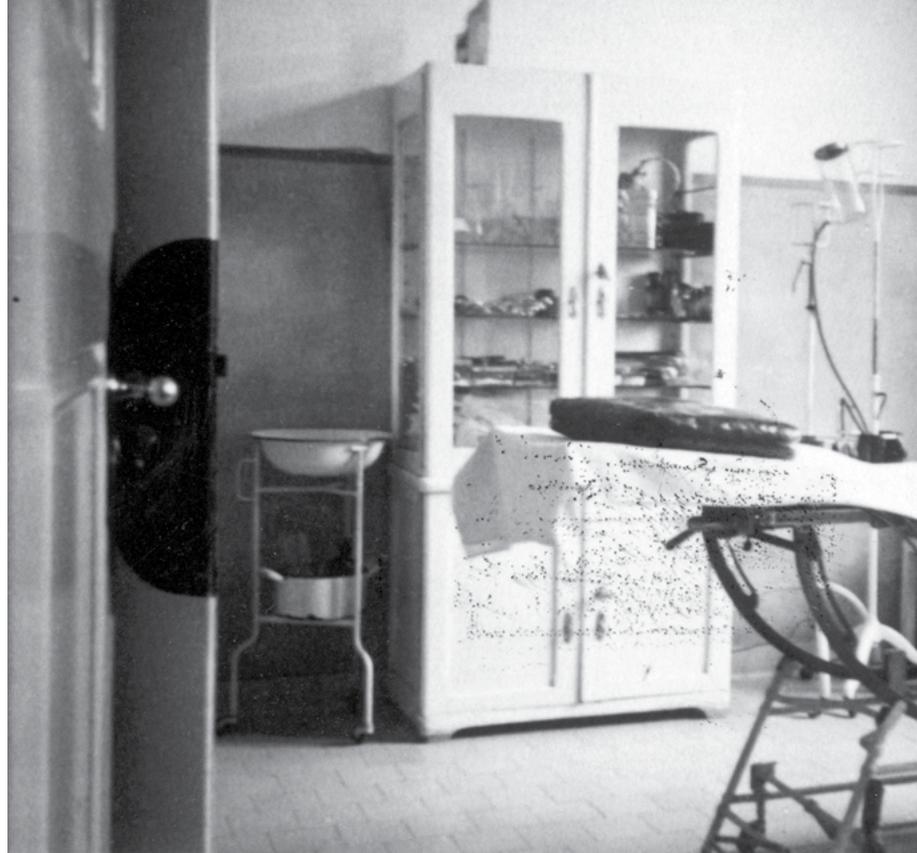


Abb. 52: Behandlungszimmer im Israelitischen Krankenhaus, um 1930.

Hauptzugang zunächst das Verwaltungsgebäude, mit „mächtigem Giebel und einer Durchfahrt, welche das Haus in zwei Teile teilt“.¹² Die Durchfahrt schmückten Deckengemälde, die „das alte Krankenhaus hinter der Judenmauer, das Haus in der Königswarter-Straße [sic!] und das nunmehr entstandene neue Krankenhaus“ in historischer Kontinuität darstellten.¹³ Von der Durchfahrt aus gelangten die Ankömmlinge rechtsseitig in die Verwaltungsräume des Inspektors und des Pflegamts, hinzu kamen ein Untersuchungszimmer für Neuaufnahmen und ein Schreibzimmer, im 1. Stock der Wohnbereich für den Inspektor, für Assistenzärzte und Praktikanten sowie ein Betraum. Links der Durchfahrt erreichten sie die Poliklinik, ausgestattet mit einem eigenen Röntgenlaboratorium, einem Operationsraum, großen Behandlungsräumen und einem Laboratorium für chemische und bakteriologische Untersuchungen. Nach Verlassen der Durchfahrt erblickten die Besucherinnen und Besucher auf der dem Verwaltungsgebäude gegenüberliegenden Gartenseite das Wirtschaftsgebäude mit Küchen, Vorratsräumen, der bis zu 300 Personen versorgenden Wäscherei und einer Desinfektionsanlage für Krankenbetten. Im Obergeschoss befanden sich Wohnräume für weibliches Personal, die Wirtschaftlerin, die Oberwäscherin und für den Maschinenisten. In den beiden Untergeschossen war die techni-

sche Zentrale zur Beheizung und Wasserversorgung der gesamten Anlage untergebracht.

Endlich erhob sich das eindrucksvolle Hauptgebäude mit Mittelportal, zwei Flügeln und drei Zugängen, „welches in langgestreckter Hufeisenform in den nördlichen Teil des Gartens gelagert ist“.¹⁴ Im Erdgeschoss lagen die chirurgische und die gynäkologische Abteilung sowie der Operationstrakt, im 1. Obergeschoss die medizinische Abteilung, Kindersaal und Säuglingszimmer, ein großer Röntgenraum mit Dunkelkammer sowie Behandlungszimmer für den Augenarzt und Hals-Nasen-Ohrenarzt, im 2. Obergeschoss die Zimmer der Privatpatienten und -patientinnen und gegenüber dem Lift „eine Halle mit den Tafeln der Stifter und Gönner des Krankenhauses“.¹⁵ In einem eigenen Flügel im Erd- und 1. Obergeschoss befanden sich die Dienstzimmer der Schwestern nebst Schlafzimmer für die Oberschwester sowie Warte-, Untersuchungs- und Sprechzimmer für die Oberärzte. Anstelle des dazumal üblichen großen Krankensaales waren die Krankenzimmer mit maximal neun Betten ausgestattet. Das Untergeschoss barg neben diversen Laboratorien, medizintechnischen und therapeutischen Geräten und der Badeabteilung einen „Raum zur Unterbringung von Geisteskranken“¹⁶ – und die Ärztebibliothek.



Abb. 53: Krankenschwestern mit Röntgenapparat, um 1930.

Die Besucherinnen und Besucher verließen das Hauptgebäude und wendeten sich dem Infektionsgebäude zu, das „die ganze Anlage nach Süden“ abschließt: „Das aus vier Abteilungen bestehende Haus ist halbkreisförmig angeordnet, hat im Erdgeschoss eine große vorgelagerte Liegehalle und in den oberen Geschossen statt der Liegehalle verandenartige Tagräume.“¹⁷ Zu den Sicherheitsmaßnahmen bei ansteckenden Krankheiten gehörte eine Schleusenanlage; der Eingang für die Erkrankten lag separat vom Ausgang für die Gesunden und den Zugängen des medizinischen und Pflegepersonals. Die Verpflegung erfolgte von der Gartenseite des Hauses aus durch eine Tür in die Speiseaufzüge, ohne die Abteilungen zu betreten. Neben dem Schwesternzimmer mit besonderem Bad verfügte jede der vier Abteilungen über „Teeküche, Klosett, Kinderklosett und Ausguss, in welchem die Abgänge der Kranken vor der Beseitigung durch Kochhitze desinfiziert“ wurden. Im Untergeschoss des Infektionsgebäudes befand sich neben einem kleinen Laboratorium ein nur von außen dem Desinfektor zugänglicher Raum, „in welchem die durch Röhren aus den Abteilungen hinabgeworfene Schmutzwäsche in desinfizierende Lösungen fällt“.¹⁸

Gewiss stimmten die Gäste dem hochzufriedenen Resümee des Festschrift-Hauptautors Wilhelm Hanauer zu, war es doch gelungen, „die im Bauprogramm verlangten Gebäude um einen länglichen Garten zu gruppieren, der mit grünen Rasenflächen und schattigen Alleen geziert ist. Überhaupt ist zu sagen, dass der

gesamte Gebäudekomplex in das Landschaftsbild gut hineingepasst ist [sic!], dass die ganze Anlage einen wohnlichen und behaglichen Eindruck erweckt, und dass alles Kasernenmäßige vermieden ist“.¹⁹

Nach etwa dreijähriger Bauzeit wurde der Klinikneubau im Mai 1914 eingeweiht. Nur wenige Monate später begann der Erste Weltkrieg. Als Teil der städtischen Kriegskrankenpflege stellten das neue Krankenhaus und Schwesternhaus einen Großteil ihrer Betten als Lazarette für Verwundete jeglicher Konfession zur Verfügung; insbesondere behandelten sie die Schwerverletzten.

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme 1933 war in Frankfurt das patriotische jüdische Engagement vergessen. Unter repressiven Bedingungen veröffentlichte der Chefarzt Professor Dr. Simon Isaac im Frankfurter Israelitischen Gemeindeblatt seinen Beitrag „Aus Vergangenheit und Gegenwart des Krankenhauses der Israelitischen Gemeinde“ und nahm darin Bezug auf Hanauers Festschrift. Die Poliklinik hatte in den 1920er Jahren inflationsbedingt schließen müssen, doch bot das Krankenhaus inzwischen Platz für bis zu 200 Kranke und verfügte über „Abteilungen für innere Medizin, Chirurgie, Gynäkologie und Geburtshilfe sowie für Urologie, ferner Spezialkliniken für Hals-, Nasen-, Ohren- und für Augenkrankheiten. Ein mit modernsten Apparaten ausgestattetes Röntgeninstitut dient sowohl der hochentwickelten Röntgendiagnostik wie auch der Strahlentherapie“.²⁰



Abb. 54: Prof. Dr. med. Simon Isaac sel. A. (1881-1942), Direktor des Israelitischen Krankenhauses von 1925 bis 1939.

Biografische Wegweiser

Das Leben und Wirken der vielen Medizinerinnen und Mediziner, der Pflegenden, Angestellten und Stifterinnen und Stifter rund um das Krankenhaus der Frankfurter Israelitischen Gemeinde könnten ganze Studien füllen. Einige Persönlichkeiten seien „stellvertretend“ genannt:

Sanitätsrat Prof. Dr. med. Wilhelm (Wolf) Hanauer (1866–1940), praktischer Arzt und Kinderarzt, Arbeits- und Sozialmediziner, im Kampf gegen die Säuglingssterblichkeit Mitbegründer des überkonfessionellen Frankfurter Verbands für Säuglingsfürsorge, Fachpublizist und Kulturförderer, von 1917 bis 1924 Stadtverordneter. Die Frankfurter Universität berief ihn 1926 zum außerordentlichen Professor eines neuen Wissenschaftszweigs: der Sozialmedizin. In der Frankfurter Israelitischen Gemeinde bekleidete er als Vertreter des orthodoxen Flügels verschiedene Ämter. 1933 entzogen die Nationalsozialisten diesem verdienten Frankfurter die Lehrbefugnis. Unter der Verfolgung erlitt er 1934

einen Nervenzusammenbruch und verstarb 1940 „nach einigen Jahren in der israelitischen Jacoby’schen Heil- und Pflegeanstalt für Nerven- und Gemütskranke in Bendorf-Sayn bei Koblenz“.²¹ Zum Gedenken an Wilhelm Hanauer wurde 2015 im Reuterweg 57 (Westend) ein „Stolperstein“ verlegt.

Prof. Dr. Simon Isaac (1881–1942), Facharzt für Innere Medizin und ausgewiesener Diabetes-Forscher, lehrte ab 1921 an der Frankfurter Universität als außerordentlicher Professor für Innere Medizin. Seit 1914 war er Teil des medizinischen Teams des Krankenhauses der Israelitischen Gemeinde, von Oktober 1914 bis Ende 1917 unterbrochen durch seinen Freiwilligendienst als Militärarzt in Polen, Galizien und Russland. 1919 übernahm er die Leitung der Inneren Abteilung, 1925 wurde er Chefarzt (ärztlicher Direktor) des gesamten Klinikums.²² Trotz der Inflation trieb er die Modernisierung des Krankenhauses, in dem auch immer mehr nichtjüdische Frankfurterinnen und Frankfurter Heilung suchten, weiter voran. 1939 musste Simon Isaac zusammen mit seiner Ehepartnerin Dr. Eveline Isaac, geb. Lypstadt (geb. 1898), aus dem nationalsozialistischen Deutschland flüchten. Im Londoner Exil verfasste der gebürtige Kölner ein autobiografisches Manuskript²³ mit vielen Informationen zu Krankenhaus und Personal. Ein wenig Trost fand er in der Erinnerung an ehemalige (nichtjüdische) Patientinnen und Patienten, die ihm noch in seinen letzten Frankfurter Tagen für die im Israelitischen Krankenhaus erfahrene Hilfe und Fürsorge dankten.²⁴ 1942 verstarb Professor Isaac im Alter von nur 60 Jahren. An seinen 1943 nach Auschwitz deportierten Sohn Hermann Isaac (geb. 1924) erinnert seit 2007 im Frankfurter Kettenhofweg 112 ein „Stolperstein“.²⁵

Auf Magen-Darm-Erkrankungen spezialisiert hatte sich Professor Isaacs Vorgänger Sanitätsrat Dr. med. Alfred Günzburg (1861–1946), welcher 1925 als Chefarzt in den Ruhestand ging. Zuvor war er Mitbegründer und

Abb. 55: Dr. med. Alfred Valentin Marx sel. A. (1880-1944), Direktor des Israelitischen Krankenhauses von 1939 bis 1942.



langjähriger leitender Arzt des orthodox-jüdischen Pflegeheims Gumpertz'sches Siechenhaus²⁶ im Röderbergweg und ab 1908 Chefarzt des alten Israelitischen Gemeindehospitals Königswarterstraße. In der Fachwelt steht sein Name für den „Günzburg-Test“ zum Nachweis freier Hydrochloresäure im Magensaft und das „Günzburg-Phänomen“ bei Zwölffingerdarmgeschwüren (Duodenalulzera). Unter der NS-Verfolgung emigrierte er 1935 gemeinsam mit seiner Ehepartnerin Luise Daisy Günzburg, geb. Strauss (1866–1936), zu beider Sohn Dr. med. Ludwig Günzburg (1895–1976) in das damalige britische Mandatsgebiet Palästina. 1946 verstarb Alfred Günzburg in dem 1933 von jüdischen Eingewanderten gegründeten Dorf Ramoth HaShavim unweit von Tel Aviv.²⁷

Ab November 1938 schulterte Simon Isaac neben seiner Position als Chefarzt auch den Aufgabenbereich des Krankenhausdirektors. Der Hintergrund war tragisch: Als die Täter des NS-Novemberpogroms in die Klinik eindringen, flüchtete der bisherige Direktor Dr. med. Bernhard Rosenthal (1881–1938), Leiter der Gynäkologischen Abteilung, dort am 10. November 1938 in den Tod; seine Biografie gilt es weiter zu erforschen.²⁸ Letzter Leiter des Krankenhauses wurde nach Simon Isaacs NS-Vertreibung 1939 der Internist Dr. med. Alfred Valentin Marx (geb. 1880). Im Zuge der NS-Zwangsauflösung der Klinik wurde Dr. Marx zusammen mit seiner Ehepartnerin, der Kindergärtnerin Irmgard Marx, geb. Wertheim (geb. 1892), am 15. September 1942 nach Theresienstadt und von dort am 19. Oktober 1944 nach Auschwitz deportiert. Für die Familie Marx wurden 2016 in der Eschersheimer Landstraße 39 „Stolpersteine“ verlegt.²⁹

Seite an Seite mit den leitenden Medizinern organisierten die Oberinnen die gesamte Pflege der Großklinik. Überhaupt spielte das Frankfurter Krankenhaus mit der Ausbildung der ersten jüdischen Krankenschwester

1889 und der Gründung des ersten jüdischen Schwesternvereins in Deutschland 1893, dem Verein für jüdische Krankenpflegerinnen Frankfurt a.M., eine führende Rolle bei der Professionalisierung der jüdischen Pflege.³⁰ Als „Geburtshelferin“ des Schwesternvereins fungierte die Frankfurt-Loge des jüdischen Ordens B'nai B'rith („Söhne des Bundes“), welcher Alfred Günzburg, erster Vorsitzender des Schwesternvereins, und Wilhelm Hanauer wie auch später deren Kollegen Simon Isaac und Bernhard Rosenthal angehörten.³¹ Das ebenfalls 1914 eingeweihte angrenzende Schwesternhaus,³² Bornheimer Landwehr 85, bezogen anfänglich 37 Schwestern und 20 Lehrschwestern.³³ In der Festschrift benennt Hanauer eine der fünf Gründerinnen des Schwesternvereins: Minna Hirsch (1860–1938), die erste Oberin des Krankenhauses sowie der Schwesternschaft.³⁴ Sie stammte aus der bedeutenden jüdischen Gemeinde von Halberstadt und war die älteste Tochter eines in der jüdischen Welt hochgeschätzten Verlegers und Antiquars hebräischer Quellen.³⁵ Nach Minna Hirschs Pensionierung um 1925 leitete Oberin Sara (Sarah) Adelsheimer³⁶ (1877 – um 1965 Tel Aviv,



Abb. 56: Krankenschwester und -schülerin beim Pflegen einer Patientin, um 1930.



Abb. 57: Arztvisite im Israelitischen Krankenhaus, um 1930.

Israel) die Schwesternschaft und Oberin Julie Glaser³⁷ (1878 – 20. Oktober 1941 deportiert nach Litzmannstadt/Lodz und ermordet) die Pflege. Ab den 1920er Jahren arbeiteten im Krankenhaus auch einige nichtjüdische Schwestern wie die bei Vorgesetzten, Personal und Patienten gleichermaßen hochgeschätzte Meta Conrath³⁸ (1888–1960), welche erst auf Druck der NS-Behörden 1940 ihre Stellung verließ – kurz vor dem Einzug ihrer jüdischen Kolleginnen aus dem NS-zwangsaufgelösten Schwesternheim. Erinnerung sei auch an männliche jüdische Pflegenden wie Jonas Neuberger³⁹ (1916–1942) aus der Familie des Gemeindegemeindefunktionärs der neo-orthodoxen Israelitischen Synagogengemeinde (Adass Jisroel) zu Berlin; zumeist waren sie unter der NS-Verfolgung aus anderen Arbeitsfeldern in den damaligen „Frauenberuf“ Krankenpflege gewechselt. Jonas Neuberger wurde am 25. Juli 1942 im Vernichtungslager Majdanek ermordet.

Unter dem Nationalsozialismus

Den „Nürnberger Rassegesetzen“ 1935 folgten 1938 die mit aller Brutalität ausgeführten NS-staatlichen Novemberpogrome: Das Frankfurter Israelitische Krankenhaus versorgte die verletzten und traumatisierten Opfer. Im April 1939 „kaufte“ die Stadt Frankfurt im Rahmen der „Judenverträge“ von der Jüdischen Gemeinde Grundstück, Gebäude und Inneneinrichtung des Krankenhauses zum Preis von 900.000 Reichsmark; die Gemeinde mietete für drei Jahre ihre vormals eigene Liegenschaft.⁴⁰ Im Krankenhaus selbst herrschte drangvolle Enge: Die NS-Behörden pferchten die Bewohnerinnen und Bewohner NS-liquidiertes jüdischer Kinder-, Alten- und Pflegeheime in die für diese Personengruppen gar nicht ausgestattete Klinik, ab 1940 auch psychisch Erkrankte. Im April 1941 trafen aus dem NS-zwangsgewäumten Gumpertz'schen Siechenhaus 46 teils bettlägerige Gepflegte mit chronischen Leiden ein, zusammen mit Oberin Rahel Seckbach⁴¹ (1876 – 1949 Manchester, GB), welche die



Abb. 58: Portalgebäude an der Gagernstraße mit Aufschrift „Krankenhaus Ost des Hospitals zum heil. Geist“, 1944.



Abb. 59: Der kriegszerstörte Nordbau des Israelitischen Krankenhauses, 1943.

eilends eingerichtete „Siechenabteilung“ leitete; noch im gleichen Jahr folgten die Patientinnen und Patienten der orthodoxen Rothschild’schen Spitäler. Die letzte Frankfurter jüdische Klinik gewährte NS-Verfolgten Zuflucht; zuletzt wurde sie zum Sammellager vor den Deportationen: „1942 sind fast 400 Menschen im Krankenhaus als Patienten untergebracht, dazu über 100 Angestellte und 37 Lehrschwestern. Bis Oktober 1942 wird das Krankenhaus vollständig geräumt (...)“⁴² Wie die Historikerin Monica Kingreen schreibt, waren zur „Abwicklung“ der letzten Frankfurter jüdischen Institutionen „noch mehrere jüngere Angestellte der Gemeinde mit ihren Familien verblieben, z. B. Krankenschwestern, Ärzte, Heimleiter und Handwerker. Nur zwei Wochen nach dem Abschluss der Deportationen nach Theresienstadt [am 15. September 1942, d. V.] wurden auch sie deportiert: 237 Personen aus Frankfurt a. M. Infolge der Auflösung des Jüdischen Krankenhauses ist dessen Adresse ‚Gagernstraße 36‘ auf der Namensliste der Deportierten 51mal [sic!] zu lesen“⁴³ Der Frankfurter Todestransport vom 24. September 1942 endete am Bahnhof Raasiku im NS-besetzten Estland; als nicht „arbeitsfähig“ eingestufte – Frauen, Kinder, Kranke und ältere Menschen – wurden in den Dünen von Kalevi-Liiva⁴⁴ Opfer der NS-Massenerschießungen.

Im „arisierten“ Krankenhaus richtete das Hospital zum Heiligen Geist eine Klinik für (nichtjüdische) Kinder mit 127 Betten ein. Am 4. Oktober 1943 erschütterte den Gebäudekomplex Gagernstraße der Großangriff der Royal Air Force. 112 Zivilistinnen und Zivilisten starben, „darunter 84 Kinder, 14 Krankenschwestern, ein Arzt und fünf als Luftschutzwache abgeordnete Mitarbeiter der Stadtwerke“⁴⁵ Diese Tragödie nutzten die Nationalsozialisten zu Propagandazwecken, wie Thomas Bauer schreibt: „Mit Fotografien der in einem Krankenhausflur abgelegten Kinderleichen wurde der Hass auf die Kriegsgegner geschürt. Die Leichenbilder aus dem Kinderkrankenhaus sind die einzigen während des Krieges publizierten Fotos Frankfurter Luftkriegsopfer.“ An die deportierten jüdischen Kinder wollte sich hingegen niemand erinnern.

Anmerkungen

- ¹ Christoph Jobst, Bauten Franz Roeckles für die Frankfurter Jüdische Gemeinde. Die Westend-Synagoge – Das neue Israelitische Krankenhaus – Das Projekt eines Israelitischen Friedhofs, in: Marianne Hilti-Roeckle u. a. (Hrsg.), Franz Roeckle. Bauten 1902–1933. Mit Textbeiträgen v. Hubertus Adam u. a., Ostfildern 2016, S. 40; siehe auch JAZ: <https://altenzentrum.jg-ffm.de/uber-uns.html#historie>. Alle Links im Beitrag wurden zuletzt am 29. Januar 2024 aufgerufen.
- ² Bislang Jüdische Pflegegeschichte/Jewish Nursing History – Biographien und Institutionen in Frankfurt am Main (JüdPflege). Hrsg.: Frankfurt University of Applied Sciences, Frankfurt a. M. Wiss. Bearb. u. Red.: Birgit Seemann, Edgar Bönisch. Projektkoordination: Eva-Maria Ulmer, Julia Lademann, <https://www.juedische-pflegegeschichte.de/> sowie Hilde Steppe, „...den Kranken zum Troste und dem Judentum zur Ehre...“. Zur Geschichte der jüdischen Krankenpflege in Deutschland, Frankfurt am Main 1997; Ernst Karpf, Krankenhaus der Israelitischen Gemeinde an der Gagernstraße, in: Institut für Stadtgeschichte Frankfurt (ISG), Frankfurt 1933–1945, <https://www.frankfurt1933-1945.de/beitraege/institutionen-juedischen-lebens/beitrag/krankenhaus-der-israelitischen-gemeinde-an-der-gagernstrasse/suchwort/Krankenhaus?cHash=95ad1f5b92b3bc13c39850beb109d547> (2003); Bönisch, Das Krankenhaus der Israelitischen Gemeinde in der Gagernstraße 36. In: JüdPflege: <https://www.juedische-pflegegeschichte.de/das-krankenhaus-der-israelitischen-gemeinde-in-der-gagernstrasse-36> (2014).
- ³ Wilhelm Hanauer, Zur Geschichte der jüdischen Krankenpflege in Frankfurt am Main, in: Festschrift zur Einweihung des Neuen Krankenhauses der Israelitischen Gemeinde zu Frankfurt am Main. Historischer Teil von Dr. med. W. Hanauer, Baubeschreibung von den Architekten und Ärzten des Krankenhauses, Frankfurt am Main 1914, S. 54; Online-Ausgabe 2011: UB JCS Ffm, Judaica Ffm 1914, <https://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/judaicaffm/urn/urn:nbn:de:hebis:30:1-300863>.
- ⁴ Ebd., S. 45.
- ⁵ Hilti-Roeckle 2016.
- ⁶ Sabine Hock, Voggenberger, Fritz, Stand: 24. April 2015, in: Frankfurter Personenlexikon, <https://frankfurter-personenlexikon.de/node/4840>.
- ⁷ Hanauer 1914, S. 58.
- ⁸ Jobst 2016.
- ⁹ Peter Geiger, Der Rotter-Überfall 1933, in: Hilti-Roeckle 2016, S. 165–168.
- ¹⁰ Standort der Spitäler der Israelitischen Religionsgesellschaft (neo-orthodoxe Austrittsgemeinde).
- ¹¹ Hanauer 1914, S. 60.
- ¹² Ebd.
- ¹³ Ebd., S. 60–61.
- ¹⁴ Ebd., S. 62.
- ¹⁵ Ebd., S. 63.
- ¹⁶ Ebd., S. 64.
- ¹⁷ Ebd., S. 65.
- ¹⁸ Ebd.
- ¹⁹ Ebd., S. 60.
- ²⁰ Simon Isaac, Aus Vergangenheit und Gegenwart des Krankenhauses der Israelitischen Gemeinde, in: Frankfurter Israelitisches Gemeindeblatt 12 (1934) 5, Januar, S. 185–186, hier: S. 186, online: UB JCS Ffm, Judaica Frankfurt, Compact Memory: <https://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/cm/periodical/titleinfo/3094404>.
- ²¹ Hock 2015; siehe auch Renate Heuer/Siegbert Wolf (Hrsg.), Die Juden der Frankfurter Universität. Unter Mitarbeit v. Holger Kiehnel u. Barbara Seib. Vorwort v. Notker Hammerstein, Frankfurt am Main/New York 1997, S. 151–153; Gine Elsner, Verfolgt, vertrieben und vergessen. Drei jüdische Sozialhygieniker aus Frankfurt am Main: Ludwig Ascher (1865–1942), Wilhelm Hanauer (1866–1940) und Ernst Simonson (1898–1974). Hamburg 2017; Stolpersteine Ffm.
- ²² Heuer/Wolf 1997, S. 201.
- ²³ Isaac, My Life [Typoskript], LBI Memoir Collection (ME 1366), 1941: https://digipres.cjh.org/delivery/DeliveryManagerServlet?dps_pid=IE8642909.
- ²⁴ Ebd., Prologue, VIII.
- ²⁵ Erinnerungsarbeit: Deutsche Gesellschaft für Gastroenterologie, Verdauungs- und Stoffwechselkrankheiten: Gegen das Vergessen, <https://www.dgvs-gegen-das-vergessen.de/biografie/simonisaac>; Stolpersteine Ffm.
- ²⁶ Seemann/Bönisch, Das Gumpertz'sche Siechenhaus – ein „Jewish Place“ in Frankfurt am Main. Geschichte und Geschichten einer jüdischen Wohlfahrtseinrichtung. Hrsg. vom Verein zur Förderung der Historischen Pflegeforschung e.V., Frankfurt am Main 2019.
- ²⁷ DGIM History. Deutsche Gesellschaft für Innere Medizin e.V.: Gedenken & Erinnern: <https://www.dgim-history.de/biografie/G%C3%BCnzburg;Alfred%20Otto;1552;AlfredGünzburg>, [Nachruf v. M.R.], in: Aufbau 12 (1946) 2, S. 24, online bei DNB: <https://portal.dnb.de/bookviewer/view/1026562481#page/24/mode/1up>.

- ²⁸ Siehe Akten zu Bernhard Rosenthal, ISG, Bestand A.54.03 Nr. 5469 u. Nr. 5484, und Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden (HHStAW), Bestand 676 Nr. 2178 (Steuerakte), lautend auf Dr. Rosenthals Witwe Nora, geb. Strauß. S. auch Wilhelm Kallmorgen, Siebenhundert Jahre Heilkunde in Frankfurt am Main, Frankfurt am Main 1936; Dietrich Andernacht/Eleonore Sterling (Bearb.), Dokumente zur Geschichte der Frankfurter Juden 1933–1945. Hrsg. v. d. Kommission zur Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden, Frankfurt am Main 1963, S. 45, 549; Fritz Dross/Wolfgang Frobenius/Andreas Thum, „Wir können ihr Geschick nicht wenden“. Die jüdischen Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie im Nationalsozialismus. Ein Gedenkbuch, Leipzig 2020.
- ²⁹ Stolpersteine Ffm; siehe auch JüdPflege: <https://www.juedische-pflegegeschichte.de/personen/alfred-valentin-marx>; Yad Vashem (Gedenkblatt mit Foto, eingereicht durch seine Tochter Irene Stern).
- ³⁰ Steppe 1997; Ulmer/Bönisch/Seemann, „Diakonissen“ jüdischen Glaubens. Die Entstehung der jüdischen Krankenpflege in Frankfurt am Main, in: Christian Wiese u. a. (Hrsg.), Das jüdische Frankfurt – von der Emanzipation bis 1933, Berlin 2023, S. 99-116.
- ³¹ Seemann, „... ein Segen zu werden für die Menschheit ...“. Der jüdische Orden B'nai B'rith in Frankfurt am Main und seine Logen (1888–1937), Frankfurt am Main: Selbstverlag der B'nai B'rith Frankfurt Schönstadt Loge e. V. 2023, Kapitel 9, <https://www.bnaibrith-ffm.de/de/history#Publikationen>.
- ³² Steppe 1997 sowie Bönisch, Das Schwesternhaus des Vereins für jüdische Krankenpflegerinnen zu Frankfurt am Main in der Bornheimer Landwehr 85, Stand: 2015, in: JüdPflege: <https://www.juedische-pflegegeschichte.de/das-schwesternhaus-des-vereins-fuer-juedische-krankenpflegerinnen-zu-frankfurt-am-main-in-der-bornheimer-landwehr-85>.
- ³³ Hanauer 1914, S. 52.
- ³⁴ Ebd., S. 49.
- ³⁵ Seemann, Im Dienste der Kinderrettung: Oberin Minna Hirsch und der jüdische Frauenverein Weibliche Fürsorge, Stand: Juni 2023, in: JüdPflege, <https://www.juedische-pflegegeschichte.de/im-dienste-der-kinderrettung-oberin-minna-hirsch-und-der-juedische-frauenverein-weibliche-fuersorge/?hilite=Minna+Hirsch>; siehe auch Eintrag in: Horst-Peter Wolff (Hrsg.), Biographisches Lexikon zur Pflegegeschichte / Who was who in nursing history? Bd. 2, München u. a. 2001, S. 100-101.
- ³⁶ Eintrag bei JüdPflege: <https://www.juedische-pflegegeschichte.de/personen/sara-sarah-adelsheimer>.
- ³⁷ Seemann, Glaser, Julie (1878–1941), in: Hubert Kolling (Hrsg.), Biographisches Lexikon zur Pflegegeschichte, Bd. 8, Nidda 2018, S. 80-82; dies., Im Dienste der Kinderrettung: Oberin Minna Hirsch und der jüdische Frauenverein Weibliche Fürsorge, Stand: Juni 2023; dies. 2018b, in: Julie Glaser (1878–1941 deportiert) – Oberin des Krankenhauses der Israelitischen Gemeinde Frankfurt am Main, Stand: 2018, in: JüdPflege: <https://www.juedische-pflegegeschichte.de/julie-glaser-1878-1941-deportiert>.
- ³⁸ Seemann, „... immer treu zur Seite gestanden“ – Meta Conrath, Franziska Fleischer, Frieda Gauer: christliche Krankenschwestern in der Frankfurter jüdischen Pflege, Stand: 2021, in: JüdPflege: <https://www.juedische-pflegegeschichte.de/immer-treu-zur-seite-gestanden-meta-conrath-franziska-fleischer-frieda-gauer-christliche-krankenschwestern-in-der-frankfurter-juedischen-pflege>.
- ³⁹ Seemann, Minderheit im Frauenberuf: jüdische Krankenpfleger in Frankfurt am Main. Jakob Grünebaum – Leopold Kahn – Hermann Rothschild – Walter Samuel Hayum – Jonas Neuberger, Stand: 2021, in: JüdPflege: <https://www.juedische-pflegegeschichte.de/minderheit-im-frauenberuf-juedische-krankenpfleger-in-frankfurt-am-main>.
- ⁴⁰ Andernacht/Sterling 1963.
- ⁴¹ Als langjährige Oberin des Gumpertz'schen Siechenhauses eine wichtige Persönlichkeit der Frankfurter jüdischen Pflegegeschichte. (Seemann 2024 sowie dies. 2018a: Seckbach (geborene Spiero), Rahel Sara (1876–1949), in: Kolling (Hrsg.), Biographisches Lexikon zur Pflegegeschichte, Bd. 8, Nidda 2018, S. 258-262; dies. 2018b: „Geschick, Pflichttreue und große Herzensgüte“ – Rahel (Spiero) Seckbach, Oberin des Gumpertz'schen Siechenhauses, Stand: 2018, in: JüdPflege, <https://www.juedische-pflegegeschichte.de/geschick-pflichttreue-und-grosse-herzensguete-rahel-spiero-seckbach-oberin-des-gumpertzschen-siechenhauses>; dies./Bönisch 2019, Kapitel 5.
- ⁴² Steppe 1997, S. 246.
- ⁴³ Monica Kingreen, Die Deportation der Juden aus Hessen 1940 bis 1945. Selbstzeugnisse, Fotos, Dokumente. Aus dem Nachlass hrsg. u. bearb. v. Volker Eichler, Wiesbaden: Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen 2023, S. 179; siehe auch Kingreen (Hrsg.), „Nach der Kristallnacht“. Jüdisches Leben und antijüdische Politik in Frankfurt am Main 1938–1945, Frankfurt am Main/New York 1999.
- ⁴⁴ Kingreen/Eichler, S. 179-193; s. auch Gedenkstättenportal Europa: <https://www.memorialmuseums.org/denkmaeler/view/159/Denkmal-f%C3%BCr-die-in-Kalevi-Liiva-ermordeten-Juden>.
- ⁴⁵ Thomas Bauer, „Ich war der Erste von allen Überlebenden, der gerettet wurde“ – Luftmine zerstört Kinderkrankenhaus Gagernstraße, Stand: 28. August 2019, in: ISG, Frankfurt 1933–1945, <https://www.frankfurt1933-1945.de/beitraege/der-luftkrieg-1943/beitrag/ich-war-der-erste-von-allen-ueberlebenden-der-gerettet-wurde-luftmine-zerstoert-kinderkrankenhaus-gagernstrasse>. Hilde Steppe verortete dieses Geschehen nicht im Krankenhaus, sondern im angrenzenden jüdischen Schwesternhaus Bornheimer Landwehr 85, mit einer Außenstelle der Kinderabteilung der Universitätskliniken (Steppe 1997 S. 246f.). Auch die Gesamtzahl der Opfer variiert in den Quellen.





Porträtgalerie

Leo Latasch



Leo Latasch wurde 1952 in Offenbach am Main geboren. Das Studium der Medizin an der Goethe-Universität Frankfurt schloss er 1981 mit der Promotion ab. Danach Tätigkeit als Assistenzarzt im Bereich der Notfallmedizin. 1986 Anerkennung als Facharzt für Anästhesie und Wiederbelebung. 1993 Habilitation im Bereich der Anästhesiologie. Nach diversen beruflichen Stationen, darunter als Facharzt am Institut für Anästhesiologie und Schmerztherapie am Krankenhaus Nordwest, hatte Prof. Dr. Latasch von 2006 bis 2018 die ärztliche Leitung des Rettungsdienstes für die Stadt Frankfurt inne.

Leo Latasch ist seit vielen Jahrzehnten aktives Mitglied im Vorstand der Jüdischen Gemeinde Frankfurt, im Direktorium des Zentralrats der Juden in Deutschland, im Vorstand der Zentralen Wohlfahrtsstelle (ZWST), des Jüdischen Nationalfonds sowie der Kinder- und Jugendaliyah. Zwischen 2012 und 2020 war Latasch Mitglied des Deutschen Ethikrats. Von 2012 bis 2019 fungierte er als kommissarischer Heimleiter des Altenzentrums an der Bornheimer Landwehr. Seit 2019 bekleidet Prof. Dr. Latasch die Position als Dezernent für Sicherheit, Verwaltung, Personal, Liegenschaften, Soziales und für das Altenzentrum.

Sandro Huberman

Sandro Huberman wurde 1982 in Frankfurt geboren. Er besuchte den Kindergarten der Jüdischen Gemeinde und durchlief zahlreiche Einrichtungen der Gemeinde.

Später absolvierte er die Mittelstufe des Goethe-Gymnasiums und legte 2002 sein Abitur an der Max-Beckmann-Schule ab. Im Anschluss war Sandro Huberman in der Kinder- und Jugendarbeit von Makkabi Frankfurt aktiv; zuerst ehrenamtlich, dann nebenberuflich und schließlich hauptberuflich. Von 2011 bis 2014 studierte er Soziale Arbeit an der Fachhochschule Frankfurt. Hochzeit mit Anke Huberman 2014. Die beiden Töchter Leah und Anna kamen 2016 und 2020 zur Welt.

2016/17 absolvierte Sandro Huberman ein Trainee-Programm im Altenzentrum der Jüdischen Gemeinde und wurde im Mai 2017 Assistent der Einrichtungsleitung. Es folgte ein berufsbegleitendes Studium der Sozialbetriebswirtschaft an der Fachhochschule Erfurt. Nach Abschluss des Aufbaustudiums wurde Sandro Huberman im September 2019 Einrichtungsleiter des Altenzentrums. Seit 2022 teilt er sich mit Patrick Wollbold die Leitung des Hauses.

Ausschlaggebend für die berufliche Laufbahn in der Altenpflege war die tiefe Verbindung zu seinen Großeltern und der Generation, welche die Schoa überlebt hatten. Als Einrichtungsleiter ist ihm die Wahrung der jüdischen Traditionen im Altenzentrum besonders wichtig. So gehört die festliche Stimmung an den Feiertagen, die Höhepunkte im Jahresverlauf, zur DNA des Hauses. Sandro Huberman möchte erreichen, dass sich die Bewohnerinnen und Bewohner auch in Zukunft heimisch, sicher und wohl fühlen können. Grundlage hierfür sollen das jüdische Haus mit Wahrung der Traditionen, der fachliche wie auch der menschliche Umgang sein. Das Credo des Heimleiters: „Indem wir ältere und hilfsbedürftige Menschen unterstützen, tun wir nicht nur ihnen, sondern auch uns selbst etwas Gutes.“



Patrick Wollbold



Patrick Wollbold wurde 1975 in Völklingen in einem protestantischen Elternhaus geboren. Er wurde antifaschistisch sozialisiert und war 1995 bei der Gedenkfeier zum 50. Jahrestag der Befreiung der Überlebenden des Konzentrationslagers Buchenwald anwesend. Dieses bewegende Ereignis mit der Rezitation des „Schwurs von Buchenwald“ hat ihn nachhaltig geprägt.

Von 1994 bis 1997 absolvierte er die Ausbildung zum Krankenpfleger und holte 1999 das Abitur nach. Im Anschluss Studium der Pflegepädagogik an der Fachhochschule Ludwigshafen am Rhein mit Abschluss Diplom (FH). In den Jahren 2000 bis 2012 leitete Patrick Wollbold die Intensivstation am St. Marien-Krankenhaus in Ludwigshafen am Rhein. Berufs begleitendes Studium der Gerontologie an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg mit Abschluss Diplom. 2006 Hochzeit mit Tanja Wollbold und 2013 Geburt der Tochter Emma.

Im Dezember 2012 wurde Patrick Wollbold zum stellvertretenden Einrichtungleiter und Koordinator der Pflege des Altenzentrums bestimmt; seit 2022 teilt er sich die Leitung mit Sandro Huberman. Patrick Wollbold ist Vertreter der Zentralen Wohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST) im Fachausschuss Altenhilfe der Bundesarbeitsgemeinschaft der freien Wohlfahrtspflege. Außerdem arbeitet er als Lehrbeauftragter für interkulturelle Pflege an der Katholischen Hochschule Freiburg und ist dort regelmäßig als Gastdozent tätig.

Am Altenzentrum schätzt er die Nähe zu den Bewohnern und dass die Einrichtungsleitung viel Spielraum bei der Umsetzung ihres Pflegeverständnisses bekommt. Als Herausforderung für die Zukunft sieht Patrick Wollbold vor allem den Fachkräftemangel. Handlungsleitend für ihn ist, dass neben den wachsenden pflegefachlichen Anforderungen bei der Versorgung der Bewohner auch der besondere jüdische Charakter des Hauses erlebbar ist und bleibt.

Sara Majerczik

Sara Majerczik wurde 1956 in München geboren. Sie zog 1977 zu ihrem Ehepartner nach Frankfurt, wo auch ihre beiden Kinder geboren wurden. Sara Majerczik studierte Soziale Arbeit an der Frankfurter Fachhochschule (heute: Frankfurt University of Applied Sciences). Sie arbeitete ab 1993/94 zunächst in der Demenztherapie und dann in der Sozialabteilung des Altenzentrums.

Gerne erinnert sie sich daran, als früher viele Seniorinnen und Senioren aus Lateinamerika im Heim lebten; Eifersuchtsdramen und heitere Tanznachmittage seien an der Tagesordnung gewesen: „Hier war es richtig lustig, es war richtig was los“, sagt Majerczik über die 1990er Jahre. Im Heim lebten zeitweise auch die Künstler Max Weinberg und Stan Zak Kaminski. Kaminski schlief zuweilen auf einem Fernsehsessel in Majercziks Büro. „Hier war alles möglich“, sagt sie rückblickend.

Im Mittelpunkt steht für Sara Majerczik stets die Beschäftigung mit den Menschen und dabei vor allem die Biografiearbeit. Bis heute erstellte die Sozialarbeiterin zahllose Biografien von Bewohnerinnen und Bewohnern, darunter auch viele Überlebende der Schoa. Derzeit ist Sara Majerczik zuständig für die Koordination der mehr als 70 ehrenamtlichen Mitarbeitenden der Jüdischen Gemeinde. Gemeinsam mit Daphna Baum hat sie vor einigen Jahren das Mehrgenerationencafé gegründet. Das neue Format erfreut sich großer Beliebtheit und bringt frischen Wind ins Altenzentrum.





Elvira Nassi

Frau Nassi wurde 1971 in Berdichev in der Sowjetunion (heute: Berdytschiw/Ukraine) in eine traditionell-jüdische Familie geboren. Von 1987 bis 1989 absolvierte sie eine Ausbildung zur Krankenschwester in der Nähe von Moskau. 1989 wanderte die Familie nach Israel aus. Dort erhielt Frau Nassi die Anerkennung als Krankenschwester und arbeitete neun Jahre lang am Bnai Zion Medical Center in Haifa. Hochzeit 1991; das Ehepaar Nassi bekam einen Sohn und eine Tochter.

Im März 1999 Umzug nach Deutschland. Seit 2000 arbeitet Frau Nassi als Pflegefachkraft im Altenzentrum der Jüdischen Gemeinde Frankfurt. In Deutschland musste sie erneut eine Prüfung ablegen, um die berufliche Anerkennung als Krankenschwester zu erhalten. Anschließend Weiterbildung zur Wohnbereichsleitung. Seit 2008 ist sie Mitglied des Pflegeleitungsteams mit dem Schwerpunkt operative Leitung/Personalmanagement und darüber hinaus Mentorin im Wohnbereich „Tel Aviv“.

Am Altenzentrum schätzt sie besonders die interkulturelle Bewohnerschaft. „Schon beim Betreten des Altenzentrums hört man die verschiedenen Sprachen“, sagt Frau Nassi. Ihr ist wichtig, dass auf die kulturellen Gepflogenheiten der jeweiligen Herkunftsländer der Bewohnerinnen und Bewohner geachtet wird. Die Pflegerin mag besonders das gemeinsame Zelebrieren der jüdischen Feiertage; dann wird der Festsaal feierlich geschmückt und das Heim ist von jüdischem Geist erfüllt.

Frau Nassi ist begeisterte Anhängerin von Eintracht Frankfurt, die Familie hat Dauerkarten für das Waldstadion.

Snjezana Simic

Snjezana Simic wurde 1966 in Kakmuž (Bosnien-Herzegowina) geboren. Bis 1995 war das Städtchen Teil des ehemaligen Vielvölkerstaates Jugoslawien. Aufgewachsen ist sie in einer serbisch-orthodox geprägten Familie. Nach dem Schulabschluss ging Snjezana Simic nach Tuzla, um eine Ausbildung als Krankenschwester zu absolvieren.

Zu Beginn der 1990er Jahre schloss Jugoslawien ein Abkommen mit Deutschland zur Anwerbung von medizinischem Personal. Gemeinsam mit ihrem Ehemann ergriff Snjezana Simic die Chance und ging nach Frankfurt. Am 1. Mai 1992 begannen Snjezana und Zivorad Simic mit ihrer Arbeit als Pflegehelfer im Altenzentrum der Jüdischen Gemeinde. 1994 und 1996 kamen Sohn Dejan und Tochter Tanja in Frankfurt auf die Welt.

Ihre Ausbildung zur Pflegerin wurde erst 2005 anerkannt, nachdem Snjezana Simic erneut das staatliche Examen abgelegt hatte. Durch die Einführung der Wohngruppen im Altenzentrum änderte und erweiterte sich die Arbeit der Pflegefachkräfte; auch die Kommunikation mit den Angehörigen, mit Ärztinnen und Ärzten sowie den anderen Abteilungen gehören nun zu den Aufgaben.

Snjezana Simic schätzt die warme und empathische Atmosphäre im Altenzentrum und die Vielfalt der Bewohner und Mitarbeitenden, die aus ganz verschiedenen religiösen und kulturellen Kontexten kommen. Besonders mag sie Purim; ein – wie sie sagt – fröhliches Fest, an dem das ganze Haus geschmückt ist.



Taleb Akbar



Taleb Akbar wurde 1980 in Kandahar (Afghanistan) in eine schiitische Familie geboren; Schiiten bilden in Afghanistan eine kleine Minderheit. Seine Muttersprache ist Dari-Persisch.

Mehrmals floh er als Kleinkind mit seinen Eltern, den vier Schwestern und drei Brüdern vor den Taliban nach Pakistan und in den Iran; im Iran konnte Taleb Akbar die Grundschule besuchen. Die Rückkehr der Familie nach Kandahar war immer nur von kurzer Dauer. Im Alter von 15 Jahren gelang Taleb Akbar über Malaysia die Flucht nach Europa. Seit 1995 lebt er in Hessen. Nach dem Schulbesuch machte er eine Ausbildung zum Krankenpfleger bei der Arbeiterwohlfahrt in Kassel. 2003 trat Taleb Akbar eine Stelle als Pflegefachkraft im Altenzentrum der Jüdischen Gemeinde Frankfurt an.

Im Jahr 2004 Heirat mit Farzanah Akbar. 2007 und 2016 wurden Sohn Elias und Tochter Elnas geboren. Am Altenzentrum schätzt der Pfleger die familiäre Atmosphäre, und dass es dort Bewohner und Mitarbeitende aus vielen verschiedenen Herkunftsländern gibt. Taleb Akbar arbeitete zunächst auf der Station „Jerusalem“; heute ist er Premier Nurse der Station „Masada“.

In der Freizeit verreist er häufig mit seiner Familie, bevorzugt nach Spanien und Italien. Ansonsten lädt Taleb Akbar gerne Freundinnen und Freunde zum Grillen in den eigenen Garten ein, und er verbringt viel Zeit mit seinen Kindern.

Leonid Vinderman

Leonid Vinderman wurde 1929 in Vaslui (Rumänien) in eine jüdisch-religiöse Familie geboren. Der Vater war Kaufmann und handelte mit Lebensmitteln; als Soldat diente er in der rumänischen Armee. Leonid Vinderman hatte zwei Schwestern und einen Bruder.

Ab 1936 besuchte er die Grundschule. Vier Jahre später übernahm der faschistische Diktator Ion Antonescu die Macht in Rumänien und erklärte Jüdinnen und Juden als „staatenlos“. Im Zweiten Weltkrieg wurde die Familie in die Sowjetunion verschleppt, ausgeraubt und körperlich misshandelt. Eine Schwester von Leonid Vinderman starb im Alter von acht Jahren an den Verletzungen.

Die Vindermans flohen 1941 nach Usbekistan. Dort war die Ernährungslage katastrophal, sodass die Mutter und die zweite Schwester starben. Nachdem die Rote Armee die Wehrmacht zurückgedrängt hatte, gingen die beiden Brüder und der Vater nach Moldau, wo Leonid Vinderman seinen Schulbesuch fortsetzte. Der Vater starb kurze Zeit später.

Nach dem Schulabschluss ging Leonid Vinderman nach Odessa, wo er Messtechnik und Mathematik studierte. Auf Studium und Wehrdienst folgte der Umzug nach Czernowitz, wo Vinderman und Mery heirateten.

Im Jahr 1992 kamen die Eheleute mit ihren beiden Töchtern als so genannte Kontingentflüchtlinge nach Frankfurt. Leonid Vinderman engagierte sich aktiv in der Jüdischen Gemeinde, war 16 Jahre Mitglied des Gemeinderates und Vorsitzender der Kulturkommission. Lange Zeit war er außerdem stellvertretender Vorsitzender des jüdischen Flüchtlingsverbandes. Seit Februar 2022 lebt Vinderman im Altenzentrum und ist dort Mitglied des Einrichtungsbeirates.



Maya Rizely-Ogly



Maya Rizely-Ogly wurde 1933 in Baku (Aserbaidschan) geboren. Aufgewachsen und zur Schule gegangen ist sie in Moskau. Ihre Eltern Tatiana Deresch und Abram Weinstein arbeiteten in einem sowjetischen Rüstungswerk; das Unternehmen wurde 1941 an den Ural verlegt. Im Jahr 1942 verstarb die Mutter; gemeinsam mit ihrem Vater kehrte Maya 1944 zurück nach Moskau. Nach dem Schulabschluss studierte sie Ingenieurwissenschaften in Kiew und legte dort 1953 das Examen ab. Ihre erste Stelle als Bauingenieurin trat sie beim Bauamt in Dnipropetrowsk an. Dort war Maya Rizely-Ogly acht Jahre lang als Projektleiterin tätig. Anschließend wechselte sie den Arbeitgeber und war nun verantwortlich für den Umbau einer großen Industrieanlage.

Im Jahr 1953 heiratete Maya Rizely-Ogly. Die Söhne Naftali und Chaim kamen 1955 und 1960 zur Welt. Die Beschneidungen, so erinnert sie sich, mussten in der Sowjetunion klandestin durchgeführt werden. 1975 Hochzeit mit ihrem zweiten Ehemann Bedros Rizely-Ogly. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion 1991 wurde die ökonomische Lage auch in der Ukraine immer schwieriger. Die Renten waren sehr niedrig bemessen und für Maya Rizely-Ogly war es schwierig, einen Nebenjob zu finden. In dieser Situation entschied sich der jüngere Sohn Chaim zur Auswanderung nach Deutschland. Maya Rizely-Ogly und ihr Ehemann folgten im Jahr 2000 und ließen sich wie der Sohn in Hanau nieder. Seit März 2019 lebt sie im Frankfurter Altenzentrum.

An der Einrichtung schätzt Maya Rizely-Ogly besonders die sozialen Kontakte und die zahlreichen kulturellen und religiösen Veranstaltungen. Bei den Events ist sie stets als Erste vor Ort, um einen guten Platz zu ergattern. Maya Rizely-Ogly ist heute stolze Großmutter und Urgroßmutter von fünf Enkeln und sechs Urenkeln.

Esther Weitzel-Polzer

Esther Weitzel-Polzer wurde 1950 in Eschenburg (Hessen) geboren. Sie studierte Soziale Arbeit an der Fachhochschule Frankfurt (heute: Frankfurt University of Applied Sciences) und schloss ein Studium der Soziologie und Pädagogik mit dem Schwerpunkt Gerontologie an. Promotion 1991 über Bildungsbiografien älterer Arbeiterinnen und Arbeiter sowie Weiterbildung in systemorientiertem Management und finanzwirtschaftlicher Betriebsführung an der Management School St. Gallen. Es folgte eine Professur an der Fachhochschule Erfurt, wo Esther Weitzel-Polzer maßgeblich beim Aufbau des europaweit einmaligen Bachelor-Studiengangs „Jüdische Sozialarbeit“ beteiligt war.

Prof. Dr. Weitzel-Polzer kam nach der Pensionierung des langjährigen Heimleiters Alfred Jachmann ans Altenzentrum. Gemeinsam mit Leo Friedman führte sie eine grundlegende Erneuerung und Umstrukturierung der Altenpflege durch. In den 2000er Jahren erfolgte die Einführung des Kleingruppenkonzeptes, das sich auch in der architektonischen Neugestaltung des Altenzentrums niederschlug. Das Konzept der transkulturellen Altenpflege, welches zum Bundesmodell avancierte, geht maßgeblich auf Prof. Dr. Weitzel-Polzer zurück.





Tim O'Neill

Tim O'Neill wurde 1988 in Frankfurt geboren. Er besuchte die Weibelfeldschule in Dreieich. Von 2012 bis 2015 absolvierte er die duale Ausbildung zur Pflegefachkraft am Kommit –Internationales Bildungszentrum Rhein-Main für Pflegeberufe und am Altenzentrum.

Zunächst arbeitete er auf der Station „Tel Aviv“. Seit 2021 ist Tim O'Neill Premier Nurse im Wohnbereich „Tiberias“, wo jüngere Bewohnerinnen und Bewohner mit körperlichen oder psychischen Einschränkungen leben. In den Jahren 2020 und 2021 machte der Pfleger eine Weiterbildung zur gerontopsychiatrischen Fachkraft bei der Arbeiterwohlfahrt.

Seine Freundin Eyerusalem Gedamu arbeitet ebenfalls als Pflegerin im Altenzentrum; die gemeinsame Tochter Charlotte wurde 2023 geboren. Im Juli 2024 geht Tim O'Neill in Elternzeit. Im Anschluss will er sich zum Wohnbereichsleiter weiterbilden.

In seiner Freizeit malt Tim O'Neill gerne Graffitis an der „Wall of Fame“ am nahegelegenen Ratswegkreisel. Außerdem ist er passionierter Basketballspieler.

Eva Szepesi, geb. Diamant

Eva Szepesi wurde 1932, ihr Bruder Tamás 1936 in Budapest geboren. Beide verbrachten eine glückliche Kindheit, bis 1938 auch in Ungarn die jüdenfeindlichen Rassengesetze in Kraft traten. In der Schule erlebte Eva die wachsende Diskriminierung von Jüdinnen und Juden hautnah. Ihr Vater Károly Diamant musste Zwangsarbeit leisten und galt ab 1943 als verschollen. Im März 1944 marschierten die Deutschen in Ungarn ein; zwei Monate später begannen die Deportationen der ungarischen Juden.

Sogleich beschloss die Mutter Valeria, dass Eva mit ihrer Tante Piri in die Slowakei fliehen sollte, wo sie versteckt bei verschiedenen Familien lebte. Im Oktober 1944 wurde das Mädchen entdeckt, in das Sammellager Sereď und von dort im Alter von zwölf Jahren nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Am 2. November 1944 erreichte sie das Vernichtungslager; ihre Zöpfe wurden abgeschnitten und sie erhielt die Häftlingsnummer A 26877 eintätowiert. Als im Januar 1945 die SS-Wachen das Lager evakuierten, blieb Eva zurück – sie war für tot gehalten worden. Am 27. Januar 1945 befreite die Rote Armee Auschwitz, Das ausgehungerte Kind wurde erstversorgt und konnte nach acht Monaten im Lazarett nach Budapest zurückkehren. Dort fand Eva ihren Onkel und ihre Tante, die sie bei sich aufnahmen. Später sollte sie erfahren, dass ihre Mutter und ihr Bruder in Auschwitz ermordet worden waren.

Eva machte eine Ausbildung als Schneiderin und lernte dabei ihren zukünftigen Ehemann Andor Szepesi kennen. Die Töchter Judith und Anita wurden 1952 und 1964 geboren. 1954 zog die Familie nach Frankfurt am Main, wo das Paar eine Kürschnerei und Änderungsschneiderei eröffnete.

Regelmäßig berichtete Eva Szepesi als Zeitzeugin in Schulen, Kirchengemeinden und vor Studierenden über ihr Schicksal. 2017 erhielt sie die Ehrenplakette der Stadt Frankfurt am Main und das Bundesverdienstkreuz am Bande; am 31. Januar 2024 sprach Eva Szepesi aus Anlass des Holocaust-Gedenktages im Deutschen Bundestag. Im Herbst 2024 wird sie mit dem Ehrensiegel in Silber der Jüdischen Gemeinde Frankfurt ausgezeichnet. Seit 2023 nutzt Eva Szepesi das Angebot der Tagespflege im Altenzentrum.





Ina Sholkov

Ina Sholkov wurde 1968 in Dnipropetrowsk (Ukraine) geboren. Ihre Eltern waren jüdisch, konnten die Religion im sowjetischen Herrschaftsbereich wegen des Antisemitismus jedoch nicht praktizieren. In der Schulzeit war Ina Sholkov auch selbst von Judenfeindschaft betroffen. Nach der Schule absolvierte sie eine Ausbildung zur Krankenschwester, die sie 1986 erfolgreich abschließen konnte. Ein Jahr später heiratete sie Viktor Sholkov. In den Jahren 1988 und 2003 kamen Tochter Veronika und Sohn Maximilian zur Welt.

Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion verschlechterte sich auch in der Ukraine die wirtschaftliche und soziale Situation für die Bevölkerung. 1995 entschieden sich die Eheleute Sholkov zur Auswanderung nach Deutschland. In Magdeburg erhielt Ina Sholkov die Anerkennung als ausgebildete Krankenschwester und folgte schließlich einer Kollegin ans Altenzentrum der Jüdischen Gemeinde Frankfurt. Hier ist sie seit 1998 als Pflegefachkraft tätig und war fünf Jahre lang Expertin für chronische Wunden.

Als Ina Volkov im Altenzentrum begann, wohnten dort noch viele Holocaust-Überlebende. Die Überlebenden waren für die Pflegefachkraft nach eigenen Worten „lebendige Geschichte“. In diesen Jahren konnte sie viel über Traumatisierung und den Umgang mit Traumata lernen. Am Altenzentrum schätzt sie besonders den starken Zusammenhalt im Team. Unvergessen bleiben ihr die bereits verstorbenen Kolleginnen Indira Turitsina und Tatiana Kaiser; für Ina Sholkov waren beide „die Seelen des Hauses“.

Literaturverzeichnis

Andernacht, Dietrich/Sterling, Eleonore (Bearb.): Dokumente zur Geschichte der Frankfurter Juden 1933–1945. Hrsg. von der Kommission zur Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden, Frankfurt am Main: Waldemar Kramer Verlag 1963.

Asgarian, Mehrnaz: Geschichte des Altenzentrums der Jüdischen Gemeinde [unveröffentlichte Diplomarbeit], Fachhochschule Frankfurt am Main / Frankfurt University of Applied Sciences, Fachbereich Pflege und Gesundheit, Frankfurt am Main 2001.

Drummer, Heike/Rauschenberger, Katharina: Zerstörte Leben, in: Wenzel, Mirjam/Köpling, Sabine/Backhaus, Fritz (Hrsg.): Jüdisches Frankfurt. Von der Aufklärung bis zur Gegenwart, München: Verlag C.H.Beck 2020, S. 108-111.

Freimüller, Tobias: Frankfurt und die Juden. Neuanfänge und Fremdheitserfahrungen 1945-1990, Göttingen: Wallstein-Verlag 2020.

Hanauer, Wilhelm: Festschrift zur Einweihung des Neuen Krankenhauses der israelitischen Gemeinde zu Frankfurt am Main, Frankfurt am Main: Kauffmann 1914.

Heenen-Wolff, Susann: Im Land der Täter. Gespräche mit überlebenden Juden, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1994.

Heuer, Renate/Wolf, Siegbert (Hrsg.): Die Juden der Frankfurter Universität, Frankfurt am Main: Campus-Verlag 1997.

Jobst, Christoph: Bauten Franz Roeckles für die Frankfurter Jüdische Gemeinde. Die Westend-Synagoge – Das neue Israelitische Krankenhaus – Das Projekt eines Israelitischen Friedhofs, in: Hilti-Roeckle, Marianne/Roeckle, Hanna/Zimmermann, Peter (Hrsg.): Franz Roeckle. Bauten 1902–1933, Ostfildern: Hatje Cantz 2016, S. 12-47.

Hock, Sabine: Frankfurt am Main zur Stunde Null 1945. Zwei Briefe von Walter H. Rothschild, in: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst 63, 1997, S. 535-566.

Isaac, Simon: Aus Vergangenheit und Gegenwart des Krankenhauses der Israelitischen Gemeinde, in: Frankfurter Israelitisches Gemeindeblatt 12 (1934) 5. Januar, S. 185-186.

Jachmann, Alfred/Keval, Susanna: Die Entwicklung der Altenpflege in Frankfurt am Main (Interview), in: Heuberger, Georg (Hrsg.): „Wer ein Haus baut, will bleiben“. 50 Jahre Jüdische Gemeinde Frankfurt am Main. Anfänge und Gegenwart, Frankfurt am Main: Societäts-Verlag 1998, S. 152-155.

Jüdische Gemeinde Frankfurt (Hrsg.): Altenzentrum der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main, Frankfurt am Main 1974.

Kallmorgen, Wilhelm: Siebenhundert Jahre Heilkunde in Frankfurt am Main, Frankfurt am Main: Diesterweg 1936.

Kingreen, Monica: Die Deportation der Juden aus Hessen 1940 bis 1945. Selbstzeugnisse, Fotos, Dokumente. Aus dem Nachlass herausgegeben und bearbeitet von Volker Eichler. Wiesbaden: Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen 2023.

Klei, Alexandra: Jüdisches Bauen in Nachkriegsdeutschland. Der Architekt Hermann Zvi Guttman, Berlin: Neofelis-Verlag 2017.

Krohn, Helga: „Es war richtig, wieder anzufangen“ – Juden in Frankfurt am Main seit 1945, Frankfurt am Main: Brandes & Apsel 2011.

Kugelmann, Cilly: „Alte Frankfurter gibt es hier sehr wenig ...“ Die Jüdische Gemeinde nach Kriegsende, in: Jüdisches Museum Frankfurt (Hrsg.): Ostend. Blick in ein jüdisches Viertel, Frankfurt am Main: Societäts-Verlag 2000, S. 222-227.

Kunik, Petra: Nekrolog. Bornheimer Landwehr Ecke Gagerstraße bis 1942, in: Schutt, Carla (Hrsg.): Das Bornheim-Buch. Gesellschaft in Bornheim, Frankfurt: Schutt 1988, S. 82-85.

Lipinski, Ignaz: Zwischen Tod und Leben. Erinnerungen von Ignaz Lipinski, Frankfurt am Main 1981.

Pollmann, Viktoria: Frankfurter KZ-Häftlinge kehren zurück. Rückholaktionen, Betreuung und Fürsorge seitens der Stadtverwaltung Frankfurt a. M. (Frühsommer 1945 – Frühjahr 1946), in: Nassauische Annalen. Jahrbuch des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung, Bd. 116 (2005), S. 563-586.

Remmlinger, Sophie/Hofmann, Klaus (Hrsg.): Hermann Zvi Guttman: Vom Tempel zum Gemeindezentrum. Synagogen im Nachkriegsdeutschland, Frankfurt am Main: Athenäum 1989.

Seemann, Birgit: „... ein Segen zu werden für die Menschheit ...“. Der jüdische Orden B'nai B'rith in Frankfurt am Main und seine Logen (1888–1937), Frankfurt am Main: Selbstverlag der B'nai B'rith Frankfurt Schönstadt Loge e.V. 2023.

Seemann, Birgit: Rahel Seckbach, geb. Spiero, in: Brüggem, Maike (Hrsg.): 75 Leben, Leipzig: Hentrich & Hentrich 2024, S. 162-168.

Steppe, Hilde: „... den Kranken zum Troste und dem Judentum zur Ehre ...“. Zur Geschichte der jüdischen Krankenpflege in Deutschland, Frankfurt am Main: Mabuse-Verlag 1997.

Tauber, Alon: Zwischen Kontinuität und Neuanfang. Die Entstehung der jüdischen Nachkriegsgemeinde in Frankfurt am Main 1945-1949, Wiesbaden: Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen 2008.

Ulmer, Eva-Maria/Bönisch, Edgar/Seemann, Birgit: „Diakonissen“ jüdischen Glaubens. Die Entstehung der jüdischen Krankenpflege in Frankfurt am Main, in: Wiese, Christian et al. (Hrsg.): Das jüdische Frankfurt – von der Emanzipation bis 1933, Berlin: De Gruyter 2023, S. 99-116.



Gemälde von Ami Blumenthal im Altenzentrum der Jüdischen Gemeinde.

Weitzel-Polzer, Esther/Bock, Marlene: Alte Jüdinnen und Juden in Deutschland. Ausschnitte aus der Geschichte ihres Überlebens und die Suche nach einem neuen Zuhause, Oldenburg: Paulo-Freire-Verlag 2005.

Wolf, Siegbert: Frankfurts jüdische Geschichte nach 1945, in: Recker, Marie-Luise (Hrsg.): Tradition und Wandel: Frankfurt am Main, Bd. 2, Göttingen: Wallstein-Verlag 2023, S. 396-404.

Weiterführende Links

Bauer, Thomas, „Ich war der Erste von allen Überlebenden, der gerettet wurde“ – Luftmine zerstört Kinderkrankenhaus Gagernstraße, <https://www.frankfurt1933-1945.de/beitraege/der-luftkrieg-1943/beitrag/ich-war-der-erste-von-allen-ueberlebenden-der-gerettet-wurde-luftmine-zerstoert-kinderkrankenhaus-gagernstrasse> (Stand: 28.08.2019).

Bönisch, Edgar, Das Krankenhaus der Israelitischen Gemeinde in der Gagernstraße 36, 2014, <https://www.juedische-pflegegeschichte.de/das-krankenhaus-der-israelitischen-gemeinde-in-der-gagernstrasse-36>

DGIM History: Deutsche Gesellschaft für Innere Medizin e.V.: Gedenken & Erinnern, <https://www.dgim-history.de>

DGVS Erinnerungsarbeit: Deutsche Gesellschaft für Gastroenterologie, Verdauungs- und Stoffwechselkrankheiten: Gegen das Vergessen, <https://www.dgvs-gegen-das-vergessen.de>

Frankfurter Personenlexikon. Ein Projekt der Frankfurter Bürgerstiftung. Projektleitung: Sabine Hock, <https://frankfurter-personenlexikon.de>

Hock, Sabine, Wilhelm Hanauer, in: Frankfurter Personenlexikon (Onlineausgabe), <https://frankfurter-personenlexikon.de/node/2492> (Stand: 2015).

Initiative Stolpersteine Frankfurt am Main, <https://www.stolpersteine-frankfurt.de> und <https://frankfurt.de/frankfurt-entdecken-und-erleben/stadtportrait/stadtgeschichte/stolpersteine>

Institut für Stadtgeschichte, Frankfurt 1933–1945, <https://www.frankfurt1933-1945.de>

Jüdische Pflegegeschichte/Jewish Nursing History – Biographien und Institutionen in Frankfurt am Main. Hrsg. von der Frankfurt University of Applied Sciences. Wiss. Bearb. u. Red.: Birgit Seemann, Edgar Bönisch. Projektkoordination: Eva-Maria Ulmer, Julia Lademann, <https://www.juedische-pflegegeschichte.de/>

Jüdisches Museum Frankfurt, Shoah Memorial Frankfurt, <https://www.shoah-memorial-frankfurt.de>

Karpf, Ernst, Krankenhaus der Israelitischen Gemeinde an der Gagernstraße, <https://www.frankfurt1933-1945.de/beitraege/institutionen-juedischen-lebens/beitrag/krankenhaus-der-israelitischen-gemeinde-an-der-gagernstrasse/suchwort/Krankenhaus?cHash=95ad1f5b92b3bc13c39850beb109d547> (Stand: 1. Januar 2003).

Seemann, Birgit: Im Dienste der Kinderrettung: Oberin Minna Hirsch und der jüdische Frauenverein Weibliche Fürsorge, <https://www.juedische-pflegegeschichte.de/im-dienste-der-kinderrettung-oberin-minna-hirsch-und-der-juedische-frauenverein-weibliche-fuersorge/?phlite=Minna+Hirsch> (Stand: Juni 2023).

Terezin Opferdatenbank: Terezin Initiative Institute, Opferdatenbank, <https://www.holocaust.cz/de/opferdatenbank>

Yad Vashem – Internationale Holocaust-Gedenkstätte, Jerusalem, <https://www.yadvashem.org/de.html>

Bildnachweis

Abkürzungen

ISG FFM: Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main

ZEGJ: Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland

Umschlag Vorderseite:

Grundsteinlegung am 19.Juni 1973, ZEGJ, B.1/13, K1, Nr.18,
Foto: Kurt Weiner

Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Oliver Weiner

Umschlag Rückseite:

Zierstein des Israelitischen Krankenhauses, 1982, ISG FFM,
Foto: Klaus Meier-Ude

Abb. 1: ISG FFM, Best. S7FR Nr. 5931, Foto: Rolf Oeser

Abb. 2-3: Rafael Herlich

Abb. 4: Jens Ihnken

Abb. 5-7: Rafael Herlich

Abb. 8: Privatbesitz Leo Friedman

Abb. 9: Rafael Herlich

Abb. 10-11: Anna Ziegler

Abb. 12: Michael Faust

Abb. 13: Rafael Herlich

Abb. 14: Jüdisches Museum Berlin / Sammlung Guttman /
2017_140_260

Abb.15: Jüdisches Museum Berlin / Sammlung Guttman /
2017_140_199, Foto: Kurt Weiner

Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Oliver Weiner

Abb. 16-18: Privatbesitz Kurt de Jong

Abb. 19: Privatbesitz Cremer

Abb. 20: Privatbesitz Kurt de Jong

Abb. 21: Privatbesitz Max Jachmann

Abb. 22: Privatbesitz Kurt de Jong

Abb. 23: ZEGJ, B. 1/13, K1, Nr. 156

Abb. 24: ZEGJ, B. 1/13, K4, Nr. 391

Abb. 25: ZEGJ, B. 1/13, K78, Nr. 685

Abb. 26: Jüdisches Museum Berlin / Sammlung Guttman /
2017_140_222

Abb. 27: Aus: Jüdische Gemeinde Frankfurt (Hrsg.),
Altenzentrum der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main,
Frankfurt am Main 1974; Universitätsbibliothek J. C. Senckenberg,
Frankfurt am Main, Ffm K 4/397

Abb. 28: Privatbesitz Kurt de Jong

Abb.29: ZEGJ, B.1/13, K1, Nr.18, Foto: Kurt Weiner

Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Oliver Weiner

Abb. 30: ZEGJ, B. 1/13, K80, Nr. 692

Abb. 31: Privatbesitz Max Jachmann

Abb. 32: ISG FFM, Best. S7FR Nr. 6753, Foto: Horst Winkler

Abb. 33: Altenzentrum der Jüdischen Gemeinde Frankfurt

Abb. 34: ZEGJ, B. 1/13, K2, Nr. 265

Abb. 35: Altenzentrum der Jüdischen Gemeinde Frankfurt

Abb. 36: ZEGJ, B. 1/13, K110, Nr. 921

Abb. 37: ZEGJ, B. 1/13, K2, Nr. 205

Abb. 38: ZEGJ, B. 1/13, K1, Nr. 109

Abb. 39: ZEGJ, B. 1/13, K1, Nr. 6

Abb. 40: ZEGJ, B. 1/13, K73, Nr. 666; Original im Jüdischen
Museum Berlin / Sammlung Guttman / Inv.-Nr. 2017/312/222

Abb. 41: Altenzentrum der Jüdischen Gemeinde Frankfurt

Abb. 42: ISG FFM, Foto: Klaus Meier-Ude

Abb. 43: ISG FFM, S7P Nr. 2013, Foto: Klaus Meier-Ude

Abb. 44-45: Bayerische Staatsbibliothek München/stern-
Fotoarchiv, Foto: Cornelius Meffert

Abb. 46: ISG FFM, S7Mu Nr. 9205-5, Foto: Klaus Meier-Ude

Abb. 47: Bildarchiv Pisarek / akg-images

Abb. 48: Leo Baeck Institute, Margarete Katzenstein Collection

Abb. 49: Courtesy of the Leo Baeck Institute

Abb. 50: Leo Baeck Institute, Margarete Katzenstein Collection

Abb. 51: Aus: Wilhelm Hanauer, Festschrift zur Einweihung des
neuen Krankenhauses der Israelitischen Gemeinde zu Frankfurt
am Main, Verlag Kauffmann, Frankfurt am Main 1914; Universi-
tätsbibliothek J. C. Senckenberg, Ffm Q 1/177

Abb. 52-54: Leo Baeck Institute, Margarete Katzenstein Collection

Abb. 55: Yad Vashem. World Holocaust Remembrance Center,
Courtesy of Irene Stern

Abb. 56-57: Leo Baeck Institute, Margarete Katzenstein Collection

Abb.58: ISG FFM, Best.S7B Nr.1998-3874 / Copyright
nicht feststellbar

Abb.59: ISG FFM, Best.S7B Nr.1998-3882 / Copyright
nicht feststellbar



Gedenktafel in Erinnerung an Ignaz Lipinski, sel. A.; Mosaik von Costa Bernstein.

Abbildungen aus dem Zeitstrahl (S. 28-29)

v.l.n.r.:

Courtesy of the Leo Baeck Institute

ISG FFM S7A Nr. 1998-13985 / Copyright nicht feststellbar

ISG FFM, Best. S7B Nr. 1998-3882 / Copyright nicht feststellbar

Privatbesitz Kurt de Jong

Privatbesitz Kurt de Jong

Privatbesitz Max Jachmann

ZEGJ, B.1/13, K1, Nr.18, Foto: Kurt Weiner

Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Oliver Weiner

Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden,

Foto: Gerhard Weitkamp

ZEGJ, B. 1/13, K73, Nr. 666

Privatbesitz Friedman

Michael Faust

Michael Faust

Michael Faust

Sämtliche in der Festschrift verwendeten Fotos ohne Bildunterschrift wurden von Michael Faust bei der Jom haAtzma'ut-Feier am 14. Mai 2024 aufgenommen.

Impressum

Herausgeber:

Jüdische Gemeinde Frankfurt am Main K.d.ö.R.

Verantwortlich:

Prof. Dr. Leo Latasch, Dezernent für Sicherheit, Verwaltung, Personal, Liegenschaften, Altenzentrum und Wohnanlage

Einrichtungsleitung:

Sandro Huberman und Patrick Wollbold

Wissenschaftliche Recherche,

Text- und Bildredaktion:

Fedor Besseler

Texte:

Prof. Dr. Weitzel-Polzer, Dr. Birgit Seemann, Fedor Besseler

Lektorat:

Drummer und Arns Historiker GbR, Frankfurt am Main

Gestaltung:

Sieler Kommunikation und Gestaltung GmbH, Oberursel

Druck:

C. Adelman GmbH, Gelnhausen

Außerdem danken wir für Unterstützung und Rat

Taleb Akbar, Hermann Alter, Andrijana Antic, Alfons Maria Arns, Mehrnaz Asgarian, Barbara Beil-Chalupa, Uwe Bergmann-Deppisch, Hanna Cremer, Max Dahrens, Kurt de Jong, Heike Drummer, Michael Faust, Leo Friedman, Michaela Fuhrmann, Rosa Guttman, Günter Hampel, Thomas Hirt, Jens Ihnken, Max Jachmann, Susanna Keval, Alexandra Klei, Vera Krotoschiner, Leo Latasch, Monika Lauria, Jochen Lehnhardt, Sofie Levinson, Emanuel Lipinski, Sara Majerczik, Jennifer Marstaller, Karsten Martensen, Valentino Massoglio, Birgit Maurer-Porat, Frau Nassi, Rolf Oeser, Tim O'Neill, Volha Pabortsava, Gabor Perl, Marian Perlmutter, Maya Rizely-Ogly, Monika Schuster, Birgit Seemann, Ina Sholkov, Andreas Sieler, Snjezana Simic, Michael Simonson, Silvia Stenger, Majer Szanckower, Eva Szepesi, Sanela Talic, Alon Tauber, Friedrich Tietjen, Leonid Vinderman, Jörg Waßmer, Angela Weinel, Esther Weitzel-Polzer, Oliver Weiner, Regina Wellen, Anna Ziegler sowie allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Instituts für Stadtgeschichte Frankfurt, des Jüdischen Museums Frankfurt, des Zentralarchivs zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland und dem Jüdischen Museum Berlin.

Disclaimer:

Die Redaktion hat sich bemüht, die Inhaber aller Bildrechte zu ermitteln. Falls dies in einzelnen Fällen nicht gelungen sein sollte, werden berechnete Ansprüche selbstverständlich abgegolten.

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird im Text das generische Maskulinum verwendet.



© Jüdische Gemeinde Frankfurt

Erste Auflage, Frankfurt am Main 2024

www.jg-ffm.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über

<http://www.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-00-078959-5

Wir danken für großzügige Förderung:

GEORG UND FRANZISKA **SPEYER'SCHE HOCHSCHULSTIFTUNG**



Frankfurter Volksbank
Rhein/Main

